

horizont^e magazin

evangelisch
ehrenamtlich
engagiert



mit
Im Blick
Das Magazin der
Diakonie
im Oldenburger Land

»Mein ›Nein‹ galt nichts«

Nancy Janz erlebte als Jugendliche sexualisierte Gewalt durch einen Pfarrer – und niemand half

DEBATTE: DÜRR UND HICKEL
Konsum oder Verzicht?
Oder beides?

IHRE ZUKUNFT IST JETZT
Jugendliche im
Oldenburger Land

OSTERN
Vom Wunder der
Auferstehung

Ich möchte **Christus** erkennen und die **Kraft** seiner Auferstehung erfahren.



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

zugegeben, es kann einem übel werden, angesichts der verstörenden Ergebnisse der Studie zur sexualisierten Gewalt in der Kirche, der Insolvenzen in der Diakonie, der schwindenden Mitglieder, des fehlenden Fachpersonals. Plus die kirchlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen angesichts der Kriege, des Klimawandels, der Bedrohung der Demokratie. Wohin man blickt, ist schwere See.

Manchmal möchte ich mir dann nur noch die Decke über den Kopf ziehen und abtauchen. Doch dann fallen mir die vielen ehren- und hauptamtlichen Menschen ein, die sich trotz alledem täglich für ihre Kirche engagieren. Die ihre Zeit, ihre Kraft und ihre Ideen für ihre Gemeinden und Projekte in der Kirche aufwenden. Ihr Einsatz berührt mich immer wieder zutiefst. Gerade die Gemeindegemeinderatswahl zeigt, wie viele Menschen sich für ihre Kirche einsetzen. Es ist eine Gemeinschaft, die trägt. Aber auch diese Menschen sind Stürmen ausgesetzt. Manchmal gehen die Anfeindungen sogar unter die Gürtellinie. Unser Magazin **horizont^e** kann Kraft und gute Argumente liefern, sich diesen Problemen zu stellen. Angesichts der Themen ist das zwar nicht immer fröhlich, aber hoffentlich hilfreich. Wie ein Leuchtturm, der den Schiffen bei hohen Wellen und peitschendem Regen Orientierung gibt.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine förderliche Lektüre. Und ganz besonders:
Frohe Ostern!

Ihr

HANS-WERNER KÖGEL

Referent Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
presse@kirche-oldenburg.de

HERZ & SEELE

KENNEN SIE ...

... DIE TRADITION
DES OSTERLACHENS?

*Im späten Mittelalter erzählte der Pfarrer am Ostersonntag in der Predigt lustige Anekdoten, um die Gläubigen zum Lachen zu bringen – eine Tradition, die heute weitgehend vergessen ist. Es sollte die Freude darüber zeigen, dass Christus den Tod überwunden hat. Denn der Tod, hieß es damals, habe sich an Christus verschluckt und sei so der Lächerlichkeit preisgegeben. Man war überzeugt: Wenn die Gläubigen erst einmal lachten, konnten sie die freudige Osterbotschaft viel besser aufnehmen. **horizont**® wünscht fröhliche und heitere Ostern!*



Theologie für alle

FEINSCHWARZ.NET:
UNABHÄNGIG, AKTUELL,
DISKUSSIONSFREUDIG

Vor acht Jahren gründeten fünf Männer und Frauen – allesamt Theologinnen und Theologen aus dem Dreiländereck Österreich, der Schweiz und Deutschland – ein theologisches Feuilleton im Internet: inhaltlich und finanziell unabhängig, nur einer ›Theologie mit einem klaren Gegenwarts- und Gesellschaftsbezug verpflichtet‹. Die Beiträge stammen von diskursfreudigen katholischen wie protestantischen Schreibenden, unter ihnen Emilia Handke, Direktorin des Prediger- und Studienseminars der Nordkirche.

#PRÄVENTION
#SEXUALISIERTEGEWALT
#KIRCHE

Als Teamerin in der Kinder- und Jugendarbeit lotet Rieke Kückens regelmäßig Situationen zwischen Nähe und Distanz aus – auch deshalb findet sie das Schutzkonzept wichtig. Im Video erzählt sie, wie nützlich sie die Angebote zur Prävention von sexualisierter Gewalt findet: bit.ly/RiekeOL



Weitere Insta-Video-Tipps:
bit.ly/BeushausenOL
bit.ly/NeuschwanderOL

15/ Petra Busemann war viele Jahre lang das Herz der Konfi-Camps



- 2 **GOTT UND DIE WELT**
- 3 **EDITORIAL**
- 4 **MAGAZIN**
- 6 **›WIE GEHT VERANTWORTLICHER KONSUM?‹**
Ein Interview mit den Ökonomen Christian Dürr und Rudolf Hickel über Verzicht und Fortschritt
- 10 **OSTERN**
Warum wir selbst in trüben und trostarmen Zeiten auf Gott vertrauen können
- 12 **STURMTIEF IN SICHT?**
Im Gegenteil! Zehn Thesen für eine gute Zukunft
- 15 **MENSCHEN EHRENAMTLICH ENGAGIERT**
- 16 **ENGAGEMENT AUF ABRUF**
Das Ehrenamt wird wichtiger denn je
- 19 **IHRE ZUKUNFT IST JETZT**
Vier Jugendliche aus dem Oldenburger Land
- 23 **KOLUMNE: FRAG DIE PHILOSOPHIN**
- 24 **›MEIN ‚NEIN‘ GALT EINFACH NICHTS‹**
Protokoll einer Betroffenen
- 27 **BISCHOF ADOMEIT ZUR FORUM-STUDIE**
›Wir haben als Kirche vielfach versagt‹
- 30 **INNERKIRCHLICHE BERATUNGSSTELLE**
Ein Interview mit Therapeutin Gina Beushausen

19/ Vier in Jever: Ihre Zukunft ist jetzt



6/ Christian Dürr: Verzicht kann Fortschritt sein

IMPRESSUM

horizont® ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint dieses Jahr viermal im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.
HERAUSGEBER: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, Anschrift: **horizont**® Philosophenweg 1, 26121 Oldenburg, Telefon 0441/7701-193, presse@kirche-oldenburg.de, www.kirche-oldenburg.de **REDAKTIONSLEITUNG:** Hans-Werner Kögel, Dirk-Michael Grötzsch (V.i.S.d.P.)
TEXTCHEFIN: Gunthild Kupitz, Hamburg **ART DIREKTION / PRODUKTION:** Designbüro Möhlenkamp & Schuldt, Bremen **BERATUNG:** Ulf Grüner, Hamburg
REDAKTIONELLE BEITRÄGE: Tabina Bremicker, Verena Carl, Esther Helene Grass, Uwe Haring, Annette Kellin, Thomas Klaus, Hans-Werner Kögel, Gunthild Kupitz, Annette Muschalik, Kai Unzicker, Franziska Wolffheim **BILDNACHWEISE:** Titel: Tobias Frick, ELKiO, Rainer Claus, Tobias Frick, Hans-Werner Kögel, Jörg Möhlenkamp, Sascha Stüber, Marlis Schuldt, Isadora Tast, privat, Illustrationen: Designbüro Möhlenkamp & Schuldt, Björg Rühls
DRUCK: BerlinDruck GmbH + Co KG, Scheideweg 25–29, 26121 Oldenburg **PAPIER:** Recycling aus 100 % Altpapier **horizont**® ist beim 11. icma International Creative Media Award mit einem Award of Excellence für das herausragende Design der Zeitschrift ausgezeichnet worden. **FEEDBACK:** Bei Fragen und Anregungen schreiben Sie bitte an presse@kirche-oldenburg.de. Unseren Newsletter abonnieren Sie unter www.kirche-oldenburg.de/horizonte; er enthält Informationen zu den kommenden Ausgaben.



Brot für die Welt: Atlas der Zivilgesellschaft 2023. Schwerpunkt Migration, Oekom, 20 Euro
Gerade mal drei Prozent aller Menschen leben in Staaten, die Meinungs- und Versammlungsfreiheit garantieren, 85 Prozent dagegen in Ländern, in denen Regierungen ihre Kritikerinnen und Kritiker verfolgen, schikanieren, drangsalieren, verhaften – Russland gehört dazu. Oft sind auch die Geflüchtete einsetzen wie Mitarbeitende in NGOs. Und ihre Situation verschlechtert sich weltweit.



›Glück setzt voraus, dass man sich bewusst dafür entscheidet, in zwischenmenschliche Beziehungen zu investieren.‹
ARTHUR C. BROOKS
Professor für Management an der Harvard Business School

VORANKÜNDIGUNG

Rendezvous mit der Schöpfung

EIN FEST FÜR DIE SINNE

Freitag 7. Juni 2024
15 bis 20 Uhr

im Arboretum Neuenkoop, der grünen Oase in der Wesermarsch

Natur erleben mit allen Sinnen
Best-practice-Ideen | Biblische Impulse
Picknick | Musik: DreyBartLang

Impulsvortrag: Prof. Dr. theol. Benedikt Hensel, Universität Oldenburg

Abschluss mit offenem Singen und Abendsegen
Familien willkommen | Eintritt für Erwachsene 12 Euro
Anmeldung: bildung@kirche-oldenburg.de
Veranstalter: Referat Bildung der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg

Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg



Wie geht verantwortlicher Konsum?

Zwei Wirtschaftswissenschaftler. Beide wollen Wohlstand für alle. Nur über den Weg sind sie sich uneins. Ein Streitgespräch mitten in der Fastenzeit über Verzicht, den notwendigen ökologischen Umbau der Industrie – und warum Verbote für den Politiker Christian Dürr der völlig falsche Weg sind, für den Forscher Rudolf Hickel hingegen unbedingt notwendig.

INTERVIEW: UWE HARING FOTOS: SASCHA STÜBER

horizonte: Herr Dürr, Herr Hickel, wie leicht fällt Ihnen Verzicht?

DÜRR: In der Fastenzeit verzichte ich tatsächlich auf manches, was ich sonst genieße. Deshalb freue ich mich schon auf die Zeit danach. Aber Verzicht als Selbstzweck oder zur Selbstkasteiung? Damit tue ich mich schwer.

HICKEL: Die Fastenzeit finde ich eigentlich großartig, trotzdem fehlt mir die Kraft zum Verzicht, mea culpa. Ich trinke einfach gerne mal ein

Bier nach getaner Arbeit. Aber was den Umgang mit knappen Ressourcen und im Verursachen von CO₂ betrifft, ist das Verzichtsbewusstsein bei mir und meiner Familie sehr ausgeprägt. Wir wissen, dass wir dazu beitragen müssen, unseren ökologischen Fußabdruck zu verringern. Denn wir müssen verhindern, dass die Freiheitsrechte zukünftiger Generationen eingeschränkt werden, nur weil wir heute die Klimakatastrophe nicht ausreichend bekämpfen. Ich muss allerdings zu-

geben, dass ich selbst nicht immer konsequent handle. Vor ein paar Jahren war ich mit einem dieser völlig idiotischen Laubsauger im Garten unterwegs. Unsere Nachbarin beobachtete mich dabei und fragte mich, ob ich noch alle Tassen im Schrank hätte? Sie hatte recht. Hatte ich nicht.

Heißt das also, wir müssen unseren Konsum reduzieren, um die Klimakrise zu stoppen?

DÜRR: Wir machen immer wieder den Fehler zu sagen, wir müssten auf Gewohnheiten verzichten, dann seien die Klimaziele leichter zu erreichen. Das ist Quatsch. Wir müssen nicht unseren Konsum reduzieren, sondern die Nutzung fossiler Rohstoffe. Und das ist kein Verzicht, sondern Fortschritt.

HICKEL: Das stimmt. Es geht nicht immer und ausschließlich um Verzicht. Aber es geht darum, dass wir Güter und Dienstleistungen vermeiden, die Umweltschäden verursachen. Und dass wir nur das produzieren und konsumieren, was wir aus ökologischen Gründen auch gegenüber künftigen Generationen verantworten können. Der Imperativ ›Ich konsumiere, also bin ich.‹ ist unverantwortlich, ja dumm, weil der Mensch sich damit selbst ökologisch schadet. Hinzu kommt, dass private Entscheidungen, die die Umwelt belasten, immer auch Auswirkungen auf die Gesellschaft haben.

›Der Verzicht auf CO₂-Emissionen ist in der Tat ganz entscheidend. Aber was überhaupt nicht sein darf – null, auf keinen Fall – ist der Verzicht auf Konsum und Wohlstand.‹

CHRISTIAN DÜRR

Welche Konsequenzen haben Sie daraus gezogen? Was bedeutet das für Ihr persönliches Handeln?

HICKEL: Es beginnt mit kleinen Dingen: Wir trennen unseren Müll, nutzen einen wassersparenden Duschkopf und senken die Temperatur im Haus. Aus ökologischer Vernunft verzichte ich auf Inlandsflüge und nehme die Bahn; und statt mit dem Auto zu fahren, nutze ich öfter die öffentlichen Verkehrsmittel. Das dauert zwar alles länger und ist vielleicht auch etwas unbequemer, aber mein persönlicher Beitrag zur CO₂-Reduktion ist mir wichtig. Auch als Wissenschaftler möchte ich an dem Modell eines ökologisch fundierten Wohlstands für alle in der Zukunft mitarbeiten. In der alternativlosen ökologischen Transformation wird es beides geben: Schrumpfung und Wachstum. Wo und was produziert wird, braucht ein ökologisches Siegel. Es geht um eine ethisch verantwortungsvolle Wirtschaftsentwicklung mit dem Ziel der Generationengerechtigkeit, also der Vererbung einer besseren Umwelt.

DÜRR: Der Verzicht auf CO₂-Emissionen ist in der Tat ganz entscheidend. Aber was überhaupt nicht sein darf – null, auf keinen Fall – ist der Verzicht auf Konsum und Wohlstand. Die soziale Marktwirtschaft der alten BRD hat mit mehr Wohlstand mehr ökologischen Fortschritt erreicht als die sozialistische Planwirtschaft der ehemaligen DDR mit weniger Wohlstand. Was doch beweist: Je wohlhabender ein Wirtschaftssystem ist, desto eher erreichen wir ökologische Ziele – und desto mehr können wir in neue Technologien investieren. Dank der Forschung können wir heute Energie aus Sonne und Wind gewinnen und sind nicht mehr allein auf Kohle und Gas angewiesen. Das hätte vor 40 Jahren kaum jemand für möglich gehalten. Aber wir dürfen da nicht stehen bleiben. Ob synthetische Kraftstoffe oder Kernfusion – ich bin sicher, dass die Zukunft noch einiges bereithält.

»»»



CHRISTIAN DÜRR 46, studierte Wirtschaftswissenschaften in Hannover. Seit 1996 ist er Mitglied der FDP. Von 2003 bis 2017 gehörte er dem Niedersächsischen Landtag an; seit 2017 sitzt der Finanz- und Haushalts-Experte im Bundestag, seit Dezember 2021 führt er seine Fraktion. Mit seiner Frau und den zwei Kindern lebt Dürr in Ganderkesee, wo der Protestant auch aufgewachsen ist.

Und Sie sind überzeugt, dass sich eine ökologisch nachhaltige Industrie von selbst entwickelt? Es bedarf keiner staatlichen Regulierung?

DÜRR: Die zentrale Aufgabe des Staates ist es, für die richtigen Rahmenbedingungen zu sorgen, damit wir beispielsweise klimaneutral produzieren können. Nehmen wir die Elektroauto-Prämie, die wir gerade abgeschafft haben: Unter der CDU-geführten Vorgängerregierung hat der Staat Milliarden in die Hand genommen, um eine vergleichsweise kleine Gruppe zu begünstigen. Dem Klima hat das allerdings nicht geholfen, zumal Elektroautos immer mit einem gewissen Anteil an Kohlestrom betrieben werden. Sinnvoller wäre es gewesen, viel früher verschiedene Technologien zu testen. Dann wären heute vielleicht schon deutlich mehr konventionelle Verbrenner-Autos ohne CO₂-Ausstoß auf den Straßen unterwegs. Mein Anspruch ist, dass wir den Umstieg auf klimaneutrale Technologien schaffen. Für die Wirtschaft. Und für die Verbraucherinnen und Verbraucher. Daran arbeiten wir. Wenn Autos und Flugzeuge mit E-Fuels betankt werden können, warum sollten wir dann auf Reisen verzichten?

Wie sehen Sie das, Herr Hickel?

HICKEL: Natürlich sind neue Technologien, die fossile Emissionen vermeiden, absolut wichtig. Und natürlich muss man nach den besten suchen. Wasserstoff zum Beispiel steht als Energiequelle der Zukunft bereit. Klar ist aber auch, dass bei den neuen Technologien mögliche Rebound-Effekte zu vermeiden sind: So erlaubt Elektromobilität zwar den Verzicht auf fossile Brennstoffe, schafft aber gleichzeitig neue Umweltbelastungen durch die Batterieproduktion. Im Gegensatz zu Herrn Dürr bin ich allerdings der Meinung, dass der Staat Regeln setzen muss, weil das einzelwirtschaftliche Prinzip der Gewinnmaximierung dazu neigt, die Natur als kostenlose Produktivkraft zu missbrauchen. Den Rahmen setzt dann die Umweltpolitik, die verschiedene Instrumente einsetzen kann: ökologische Preissignale, Ge- und Verbote oder auch Klimaprogramme.

Wird der Umbau unserer Wirtschaft gelingen, ohne dass er zu einer finanziellen Belastung für diejenigen wird, die ohnehin schon auf vieles verzichten müssen?

HICKEL: Wir drei hier am Tisch sind in der Tat in der privilegierten Lage, dass uns die Kosten aufgrund vergleichsweise hoher Einkommen weniger treffen. Aber die alleinerziehende Mutter ge-

rät durch steigende Energiepreise in existenzielle Schwierigkeiten. Das bedeutet: Der ökologisch gewollte Umbau muss sozial begleitet werden. Wer kein Loch mehr im Gürtel hat, um ihn enger zu schnallen, muss sozial abgesichert werden. Das ist die Idee des Klimageldes, das ja aus den Einnahmen der CO₂-Abgabe finanziert werden sollte. Dass die Bundesregierung das Klimageld wegen der aktuellen Finanznöte erst einmal vertagt hat, ist inakzeptabel.

Haben Sie diese Frau im Blick, Herr Dürr?

DÜRR: Ich bin ein großer Fan des Klimageldes. Der Staat hat durch die Erlöse aus den CO₂-Zertifikaten ungewollte Einnahmen und die sollte er an die Bürger zurückgeben. Um es auf den Punkt zu bringen: Statt diese Einnahmen für Subventionen zu verwenden ist es mir wesentlich lieber, dass die Menschen sie direkt erhalten. Auf was wir außerdem auf keinen Fall verzichten sollten, das ist die Grundlage von allem: die Bildung. Deshalb haben wir gerade mit dem Startchancen-Programm das größte Bildungsprogramm seit Gründung der Bundesrepublik aufgelegt. Die Schulen in den schwierigsten Stadtvierteln bekommen das meiste Geld. Das ist Ausdruck von sozialer Gerechtigkeit.

HICKEL: Da kann ich Ihnen nur zustimmen.

Doch was ist mit den Menschen, die trotz allem von Staat und Wirtschaft zurückgelassen werden? Ist die Kirche dann der Reparaturbetrieb?

›Ich zahle auch Kirchensteuer. Und ich bin der Überzeugung, dass wir das auch möglichst so belassen sollten.‹

RUDOLF HICKEL

DÜRR: Natürlich hat die Kirche auch einen sozialen und karitativen Auftrag, den sie sich selbst ja gibt. Aber man muss fairerweise hinzufügen, dass die Kirchen ebenso wie nichtkirchliche Organisationen für bestimmte Leistungen vom Staat bezahlt werden.

HICKEL: Ich würde mir wünschen, dass die Kirchen dort steuerlich entlastet werden, wo der Sozialstaat versagt. Aber: Die Kirche hat etwas, das darüber hinausgeht. Sie ist keine Institution wie das Sozialamt, sondern sie vermittelt auch Werte durch den Glauben. Und das muss immer eine ganz, ganz große Rolle spielen. Und für mich persönlich sind die beiden großen christlichen Kirchen auch sehr gute Ratgeberinnen.

Herr Dürr, wie steht die FDP und wie stehen Sie persönlich zur Kirchensteuer?

DÜRR: Wir haben keine Staatskirche, doch wir haben einen verfassungsrechtlichen Schutz der Kirche. Diesem Ziel kommt das Modell Kirchensteuer ziemlich nahe. Deshalb habe ich auch meinen Frieden mit der Kirchensteuer geschlossen, und ich zahle sie selbst.

HICKEL: Ich zahle auch Kirchensteuer. Und ich bin der Überzeugung, dass wir das auch möglichst so belassen sollten. Denn das, was Kirche – abgesehen von den ganzen Fehlentwicklungen – im Kern tut, tut uns als sozialstaatlich-demokratischer Gesellschaft unheimlich gut. Die Werte, die sie vermittelt, sind der Kitt, der die Gesellschaft zusammenhält.

An was denken Sie da konkret?

HICKEL: Wenn ich von meiner katholischen Kirche spreche und warum die Gesellschaft sie braucht, dann spreche ich schon seit langer Zeit nicht mehr von den Priestern und Pfarrern. Nein, ich spreche von den Menschen im kirchlichen Sozialdienst und vor allem von den Ehrenamtlichen. Das sind für mich die Träger einer am Gemeinwohl orientierten Kirche. Und die würde ich stärken.

RUDOLF HICKEL 82, studierte in Berlin und in Tübingen Wirtschaftswissenschaften. 1971 wurde er an der Universität Bremen zum Professor für politische Ökonomie ernannt, 1993 übernahm er den Lehrstuhl für Finanzwissenschaft. Von 2001 bis 2009 war er Direktor der Instituts Arbeit und Wirtschaft der Uni Bremen, seit 2010 ist er dessen Forschungsleiter für Wirtschaft und Finanzen. Hickel ist Katholik und lebt mit seiner Frau in Bremen.

Vom Wunder der Auferstehung

Als Jesus qualvoll am Kreuz stirbt, ist die Verzweiflung seiner Anhängerinnen und Anhänger groß. Und doch ist sein Tod auch ein hell leuchtendes Zeichen der Hoffnung – und die Geburtsstunde unseres christlichen Glaubens. Warum wir selbst in trüben, trostarmen Zeiten auf Gott vertrauen können und wie das mit einer Buche zusammenhängt, hat Pastorin Tabina Bremicker aufgeschrieben.

Vor meinem Arbeitszimmer steht eine Buche; ihr Stamm ist kaum noch zu sehen, so dicht ist er belaubt. Sie gehört zum Garten unseres Pfarrhauses in Delmenhorst. Im Spätsommer 2022 sind wir hier eingezogen. Wann immer ich in den ersten Monaten am Schreibtisch saß und nach draußen blickte, fragte ich mich, ob mit dem Baum alles in Ordnung sei. Seine Blätter waren braun und vertrocknet; trostlos hingen sie an den Zweigen bis weit ins Frühjahr hinein. ›Ich glaube, die Buche ist tot,‹ sagte ich zu meiner Familie. Sie blieb selbst dann noch unansehnlich, als im Garten alles zu grünen begann. Im Mai aber geschah das Wunder: Praktisch über Nacht war die Buche frisch belaubt, strotzend vor Lebenskraft und voller Schönheit.

Entgegen allem Anschein in trüben, trostarmen Zeiten zu vertrauen: ›Das wird schon. Kratz deinen Mut aus den Ecken: Er wird reichen.‹ – diese Erfahrung spiegelt sich auch in allen biblischen Erzählungen über Ostern. Nur bei Markus, von dem der älteste Bericht stammt, endet das Evangelium am Karfreitag. An dem Tag also, an dem Jesus sein Kreuz nach Golgatha trägt, wo er qualvoll stirbt. Zurück bleiben seine Jüngerinnen und Jünger, schwach und ungetröstet. Bei ihm gibt es keine Wendung in letzter Sekunde, keine Auferstehung. Die Jüngerinnen und Jünger sind wie in Schockstarre, all ihre Energie ist weg. Wären sie damals nach ihrer Hoffnung gefragt worden, hätten sie vermutlich gesagt: ›Die starb mit Jesus. Sie liegt mit ihm im Grab.‹

Weder Markus noch Matthäus, weder Lukas noch Johannes gewähren zu diesem Zeitpunkt einen Blick in die Höhle. Ein großer Stein versperrt den Eingang, bewacht von den Männern des Pilatus. Sie bezeugen, dass der Fels nicht bewegt wurde. Für mich zeigt diese Szene: Die

Finsternis des Todes ist real. Sie trennt, zerreißt, sie ist endgültig. Kaum auszuhalten für alle, die zurückbleiben. Und doch fällt gerade auf die Zeit dazwischen ein besonderes Licht. Der Kar Samstag (Kara, althochdeutsch, bedeutet Kummer und Trauer) hält den Schmerz aus wie ein Bollwerk. Denn überall dort, wo Tränen fließen, wo Menschen verlassen, gedemütigt und ausgegrenzt werden, wo man sie ihrer Würde beraubt, bespuckt, foltert, ermordet, verscharrt. Überall dort, wo das Leben schwer ist, lieblos und kalt, da, wo der Stein auf der Seele liegt, der Kummer sich einrollt in der Höhle – an diesen verlassen Orten setzt sich die Stille des Kar Samstags daneben und erträgt, was nicht zu ertragen ist: dass Jesu Körper geschunden, ermordet und begraben in der Höhle liegt.

Im Morgengrauen des Ostermorgens, so berichten alle vier Evangelisten, machen sich einige Frauen auf den Weg zum Grab vor den Toren der Stadt. Unter ihnen sind Maria Magdalena, Johanna und Maria, die Mutter des Jakobus. Es ist die Zeit zwischen Nacht und Tag, in der sie unterwegs sind. In diesen Stunden wiegen Nachtgedanken schwerer, verschwimmen Tag und Traum. Es ist der erste Tag der neuen Woche, der sie aufbrechen lässt. Der Tag, an dem sie Jesus suchen, der ihnen alles bedeutet hat, der Tag, an dem sie zugleich sich selbst suchen – und eine Antwort auf die Frage, wie es ohne ihn weitergehen kann.

Ihre Suche endet am Grab und beginnt dort zugleich. Denn das, was sie erwarten, ist nicht das, was sie finden. Der Stein, der den Eingang versperrte, ist nicht mehr an seinem Platz, der Leichnam Jesu fehlt. Und doch ist die Kammer nicht leer. Ein Blitzen lässt die Frauen zu Boden blicken. Die Helligkeit nimmt ihnen die

Sicht. ›Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten?‹, fragen zwei Männer in leuchtenden Gewändern. Später werden die Frauen sagen: ›Wir haben Engel gesehen. Die haben uns gesagt, dass Jesus lebt.‹ Sie erschrecken zunächst, wie Lukas erzählt. Doch vor Furcht erstarrt sind sie nicht. Das Harte, ja Dunkle der Erfahrung von Jesu Tod weicht dem strahlenden Hellen der wunderbaren, unfassbaren Nachricht: ›Jesus lebt. Er, der tot war, ist nicht bei den Toten zu finden, sondern bei den Lebenden.‹

Dass dies ausgerechnet frühmorgens passiert, kommt nicht von ungefähr. Am Morgen der Welt schuf Gott Himmel und Erde, und Tau lag auf dem Gras. Das erste Wort und das erste Licht: Aus beiden entsteht eine ganze Welt. Diese Kraft des Anfangs strahlt auch im Geschehen der Auferstehung. Das Göttliche bricht an der dunkelsten Stelle durch, die das menschliche Leben kennt. Jesus, der diese Dunkelheit durchlitten hat, verlässt es. Das Grab ist leer, und die Welt wird neu. Im Johannesevangelium lesen wir, dass Maria am Ostermorgen jemandem begegnet, den sie zunächst für einen Gärtner hält. ›Warum weinst du?‹, fragt er. Und sie erzählt von ihrer Suche und der Frage, wo der Tote zu finden sei. ›Maria‹, spricht der vermeintliche Gärtner sie mit ihrem Namen an – und an der Art, wie er das tut, erkennt sie, dass es Jesus ist. Der Auferstandene als Gärtner – was für ein schönes Bild! Es liegt etwas Schöpferisches darin: Die Welt ist im Wachsen und Werden, das war sie schon immer. Jesus hat sich zwar verändert, aber nicht allzu sehr. Im Gegenteil. Er zeigt sich Maria als ganz gewöhnlicher Mensch. Und gerade in dieser Alltäglichkeit erkennen auch andere, dass es Jesus ist; erkennen ihn an der Art, wie er das Brot mit ihnen teilt, wie er zuhört und betet.

Das Wunder der Auferstehung zeigt sich in einem neuen, aber ganz alltäglichen Kleid.

Jesus schickt Maria los. Sie soll erzählen, was sie erlebt hat. Wie kann sie dafür überhaupt Worte finden, frage ich mich? Aber dann begreife ich, dass die Kraft von Ostern genau in diesem leuchtenden Satz steckt: ›Jesus lebt.‹ Er breitet sich aus, geht von Mensch zu Mensch, lädt ein, die immer gleiche Frage zu stellen: Wohin willst du gehen? Wem davon erzählen?

Für mich zeigt sich darin, dass es bei der Auferstehung immer auch um jeden Einzelnen und jede Einzelne selbst geht. Wenn ich zum Beispiel

etwas zwischen der Dunkelheit und der Schwere meiner Angst aufblitzen sehe. Wenn ein Leuchten meinen Blick senkt, nur um mein Herz in neue Bahnen zu lenken. Ist es wirklich so, wie es zu sein scheint? Oder ist es doch ganz anders? Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier.

Es stimmt, er ist nicht da. Denn Gott ist ein Gott des Lebens, der das Leuchten nicht für sich behält: Er macht der Hoffnung Beine, vielleicht ja mit dem Wissen einer Gärtnerin, die liebevoll auf die Schöpfung schaut. Und die hofft, dass ihre Worte blühen. Ich stelle mir darum vor, Jesus schickt Maria los, wie er uns losschickt: um Mitgärtnerinnen und Mitgärtner zu finden. Damit wir uns zusammentun, Seelen bewässern und Herzen düngen, Gärten anlegen in Häusern und Nachbarschaften, nah und fern. Um aufzustehen gegen den Tod. Um Licht zu schenken und Liebe zum Blühen zu bringen. Und so fällt mein Blick erneut auf die Buche im Garten. Ich habe mal gelesen, dass Buchen Herzwurzler sind. Sie treiben Wurzeln aus, die tief und gerade in die Erde gehen. Hinzu kommen Wurzeln, die sich flacher ausbreiten und seitlich wachsen. Wenn man diese Wurzeln im Querschnitt betrachtet, sehen sie aus wie ein Herz.

Solche Herzwurzeln täten uns auch ganz gut. Und Worte darin, die sich tief verbinden und doch auch beweglich sind, die seitlich wachsen und Herz zeigen.

Und wenn in manchen Zeiten die Blätter braun und trocken werden, nicht gleich alle Hoffnung in den Wind schlagen, sondern das Vertrauen auf Ostern wagen. In ein Licht, dem die Nacht weicht. In die Kraft des Anfangs. In die Freude des Gärtnerns und in Worte mit Leuchtkraft.



Pastorin Tabina Bremicker, 42, mag an Ostern besonders die Atmosphäre der Nacht und den Wechsel von Dunkelheit und Licht. 2022 zog sie mit ihrer Familie aus dem Bergischen nach Delmenhorst. Mit je einer halben Stelle arbeitet sie im Pfarrteam Delmenhorst-Stuhr-Varrel und als Seelsorgerin im Delme Klinikum Delmenhorst.

Sturmtief in Sicht?

Klimakrise, Antisemitismus, Kriege – es braut sich gerade einiges zusammen, was unseren Zusammenhalt als Gesellschaft bedroht. Doch am Horizont kündigt sich viel Mutmachendes an. Wir selbst können viel bewirken. Zehn Thesen für eine gute Zukunft.

TEXT: **VERENA CARL, KAI UNZICKER**

zusammengefasst und überarbeitet von Hans-Werner Kögel

1 Raum für Begegnung

Populistische Parolen gab es schon immer, heißt es, nur eben nicht auf Social Media, sondern am Stammtisch. Doch möglicherweise sind weniger die Parolen selbst das Problem, sondern dass es vielerorts gar keinen Stammtisch mehr gibt. Sprich: einen analogen Treffpunkt, an dem man sich fetzen kann, an dem Menschen verschiedener Schichten und Denkweisen zusammenkommen, Plätze, an denen man sich begegnen kann, ohne etwas konsumieren zu müssen: Jugend- und Mehrgenerationentreffs beispielsweise, Stadtteilcafés mit sozialverträglichen Preisen, die auch zugänglich sind für Menschen mit körperlichen oder kognitiven Einschränkungen. Solche Orte vorrangig zu schaffen, sollte Aufgabe künftiger Stadt- und kirchlicher Gemeindeplanung sein. Denn wer Einsamkeit bekämpft, bekämpft auch politische Resignation. Dazu braucht es Orte für Diskurse, um auf drängende Probleme aufmerksam zu machen und argumentativ zu überzeugen, etwa wenn es darum geht, problematische Grundeinstellungen wie Rassismus zu hinterfragen und zu korrigieren.

2 Ein neuer politischer Kommunikationsstil: transparent und auf Augenhöhe

Vage politische Versprechen bei gleichzeitiger Unklarheit über Wege, Chancen und Risiken führen tendenziell zu Verdrossenheit und Frustration. Wird Politik als unglaubwürdig empfunden, entsteht ein Vakuum, das von ›Anti-Politikerinnen‹ und ›Anti-Politikern‹ gefüllt wird, die sich rebellisch gebärden und mit diesem Marketingtrick Wählerinnen und Wähler hinter sich versammeln. Und das kann am Ende demokratiezersetzend wirken. Was dagegen helfen würde? Eine

bessere Fehlerkultur in der Politik, die klare Kommunikation eigener Widersprüche und die Offenlegung möglicher Härten und Konsequenzen für den Einzelnen. Letztlich geht es um einen erwachsenen Kommunikationsstil, der die Bürgerinnen und Bürger auch bei möglichen Zumutungen stärker mitnimmt und politische Entscheidungen transparent erklärt. Klar ist dabei aber auch: Ehrlichkeit und eine offene Kommunikation bergen immer das Risiko, bei der nächsten Wahl abgestraft zu werden.

3 Andere Perspektiven in den Medien

Die Digitalisierung hat die Kommunikation in den Medien verändert. Nach der anfänglichen Euphorie überwiegt die Angst vor Manipulation und Fake News. Es gibt kaum noch Medien oder Formate, die die Breite der Gesellschaft erreichen. Umgekehrt sind Debatten, etwa in den Sozialen Medien, kein reales Abbild dessen, was die Menschen in der Breite bewegt, sondern oft eher ein Abbild radikaler Minderheiten und algorithmischer Zuspitzungen, die besonders extremen Positionen viel Raum geben.

Der Ausgang dieser Medienkrise ist offen. Positiv ist jedoch, dass Menschen, die über lange Zeit stark unterrepräsentiert waren, neue Perspektiven in die Medienlandschaft einbringen: Migrantinnen und Migranten zum Beispiel, queere Menschen, Menschen mit Behinderungen oder Menschen ohne akademischen Hintergrund. Eine besondere Verantwortung, diese Perspektiven weiter zu fördern, liegt sicherlich bei den öffentlich-rechtlichen Medien. Wichtig ist auch ein unabhängiger Medienjournalismus, der sich mit den Missständen in der Branche auseinandersetzt. Aber auch die Möglichkeiten der gesetz-

lichen Regulierung sind noch nicht ausgeschöpft, denn gegen Desinformation könnten Gesetze erlassen werden.

4 Bildung, umfassend gedacht

Mit Schule wird oft die Hoffnung verbunden, dass sie ein Mittel gegen gesellschaftliche Spaltung und gegen die Radikalisierung von Diskursen sein kann. Doch sie wird damit überfordert, wenn ihr allein die Verantwortung für demokratisches Denken, intellektuelle Flexibilität und Diskursfähigkeit übertragen wird. Jedenfalls dann, wenn sie so aufgestellt ist wie derzeit.

Die Schule ist vielleicht die letzte Institution, die ›Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten zusammenbringt‹, sagt der Didaktik-Professor und Rassismus-Experte Karim Fereidooni. Der Lehrerberuf selbst werde dabei überdehnt: ›Pädagoginnen und Pädagogen sollen heute alles auf einmal leisten: Demokratieerziehung, Digitalisierung, Diversity, dazu Fachunterricht nach neuesten Standards und Erkenntnissen. Dafür sind die Schulen aber personell und architektonisch viel zu schlecht ausgestattet.‹

Dabei könnte eine umfassende Bildung so viel sein. Der Soziologie-Professor Steffen Mau versteht darunter ›eine Art des Denkens, die Veränderung grundsätzlich eher als positive, intellektuelle Herausforderung begreift und nicht als Zumutung.‹ Bereits früh im Leben eine gewisse Flexibilität zu lernen, helfe, sich immer wieder auf neue Situationen einzustellen sowie mit gesellschaftlichen Veränderungen umzugehen.

5 Wertschätzung für Lebensentwürfe

Die Corona-Pandemie hat den Wert von Tätigkeiten deutlich gemacht, die für unsere Gesellschaft unverzichtbar sind, aber oft besonders schlecht oder gar nicht bezahlt werden – sowohl die professionelle Pflege als auch die unbezahlte Sorgearbeit in der Familie. Corona warf auch ein Schlaglicht darauf, wie mangelnde Wertschätzung – materiell wie immateriell – in Wut umschlägt. ›Je mehr man sozialen Wandel nur erleidet und nicht gestaltet, desto mehr wächst die Erschöpfung, desto stärker wächst aber auch die Wut‹, sagt Steffen Mau. Dazwischen gebe es eine hohe Wechselbeziehung. Und: Je mehr man sich abgehängt fühle, desto größer werde der Widerstand und desto mehr ziehe man sich auf vertraute, traditionelle Werte zurück. Das zeigt sich auch in einer wachsenden Hinwendung zu radikalen Par-

teien, vor allem zur AfD. Um dem entgegenzuwirken, müssen Lebensleistungen gewürdigt werden – im direkten Gespräch, bei Veranstaltungen, in Medien. Zum anderen müssen Tätigkeiten aufgewertet werden, die heute als selbstverständlich hingenommen werden. Denn gerade in einer alternden Gesellschaft wird das Thema Care-Arbeit immer wichtiger. Und jüngere Menschen erwarten heute generell eine andere Art der Wertschätzung – auch bei ehrenamtlichen Projekten. Das gilt es ebenfalls stärker mitzudenken.

6 Repräsentanz und Responsivität

Mangelnde Repräsentanz kann zu Rückzug und politischer Apathie führen – und betrifft mitunter sogar sehr große Gruppen: etwa Frauen in der Politik, im Unibetrieb, in Institutionen. Oder auch junge Menschen, deren Anliegen untergehen, weil sie als Wählerinnen und Wähler nicht repräsentiert sind. Dabei ist es für die Demokratie wichtig, dass alle gesellschaftlichen Gruppen beispielsweise auch bei der Polizei oder in der Politik vertreten sind. Repräsentanz allein hilft aber nicht, sondern kann im Gegenteil sogar besonders enttäuschend sein, wenn die vermeintlichen Hoffnungsträgerinnen oder Hoffnungsträger die ihnen zugedachte Rolle nicht erfüllen.

Umso wichtiger ist deshalb ›Responsivität, also Menschen, die auch die Interessen derer im Blick haben, die einer anderen Gruppe angehören. Sprich: die verheiratete Politikerin, die sich für die Rechte von Alleinerziehenden einsetzt; die weiße Führungskraft bei der Polizei, die gezielt Migrantinnen und Migranten für Führungspositionen sucht; der kinderlose homosexuelle Chef, der Arbeitszeitmodelle fördert, die es den Mitarbeitenden ermöglicht, Care-Arbeit und Job unter einen Hut zu bringen. Ob Anti-Rassismus-Trainings, Prävention gegen sexualisierte Gewalt oder Workshops zu queeren Themen – oft sind didaktische Materialien nur einen Mausklick entfernt und qualifizierte Workshops leicht zu finden.



7 Selbstwirksamkeit stärken

Gehört zu werden, gefragt zu werden, helfen zu können – das sind die wichtigsten Motive, die Menschen dazu bewegen, sich ehrenamtlich zu engagieren oder politische Forderungen zu stellen. Natürlich gibt es nicht immer Einigkeit über die Ziele und Prioritäten. Aber diese gesellschaftliche Bindekraft darf nicht brachliegen. Gemeinsame Ziele und Werte sowie eine inklusive Kommunikation können die Motivation stärken. Das Gefühl der Selbstwirksamkeit erhöht die Akzeptanz bestimmter Maßnahmen – sogar dann, wenn die Initiative nicht von den Bürgerinnen und Bürgern selbst ausgeht. Werden beispielsweise bei einem Windpark Anwohnerinnen und Anwohner in ein solches Projekt eingebunden, etwa über einen Vorzugspreis beim Stromtarif, so der Soziologe Steffen Mau, sei die Akzeptanz viel höher. Dadurch fühlen sich die Menschen als Teil eines positiven ökologischen Projekts, statt nur die Nachteile (Lärm, Landschaftsbild) zu ertragen.



8 Andere finanzielle Prioritäten setzen

Viele Projekte, die den sozialen Zusammenhalt fördern könnten, sind unterfinanziert – von der Bildung über den öffentlichen Nahverkehr in ländlichen Regionen bis hin zur Rassismusprävention und Jugendarbeit. In Zeiten knapper Kassen wird oft dort gekürzt, wo die Betroffenen wenig Lobby haben. Wenn sich aber nachweisen lässt, dass Bildung und soziale Sicherheit den Zusammenhalt stärken, die beste Prävention gegen Radikalisierung und Gewalt sind und die Bereitschaft zur gesellschaftlichen und politischen Partizipation erhöhen, dann wäre es dringend geboten, Budgets stärker unter diesem Aspekt und mit Blick auf Zukunftstauglichkeit zu betrachten, was zu anderen Prioritäten führen kann. Denn wirtschaftliche Benachteiligung hat eine nicht zu unterschätzende Sprengkraft.

Dennoch braucht es vermutlich größere Umschichtungen. Ohne Umverteilung werden die Herausforderungen der Zukunft kaum zu stemmen sein: von der Ernährungssicherheit in einer vom Klimawandel bedrohten Welt über eine verlässliche Gesundheitsversorgung in einer alternden Gesellschaft bis hin zur generellen Transformation in ein postfossiles Zeitalter. Am Ende ist Geld nichts anderes als eine Währung für Zeit: Ehrenamtliche Arbeit, politisches Engagement, nachhaltige Entscheidungen, Sorge-Arbeit – all das muss man sich leisten können.



9 Gesetzgebung und Organisation

In vielen Lebensbereichen fällt auf, dass Gesetzgebung und Organisationsformen (noch) nicht ausreichend angepasst sind an die fluiden, flexiblen Veränderungen, die unser Leben zunehmend bestimmen: Menschen ändern ihren Familienstand, manche sogar ihren Geschlechtseintrag, sie wechseln Wohnorte und Arbeitsformen. Politik und Institutionen haben jedoch Mühe hinterherzukommen, die Orientierung an überholte Normen ist spürbar.

Das Bewusstsein für Vielfalt und weniger vorhersehbare Lebensläufe ist zwar deutlich gewachsen, aber es braucht noch mehr: weg von einer Perspektive, in der die Mehrheitsgesellschaft Minderheiten freundlich einen Platz einräumt, hin zu echter Augenhöhe und Partizipation sowie zu einer Gesetzgebung und Politik, die ständigen Wandel auch im Privaten nicht als Ausnahme betrachtet, sondern als Normalzustand einer sich wandelnden Gesellschaft begreift. Anders gesagt: Wenn jede und jeder Platz hat, dann fühlt sich auch jede und jeder als Teil des großen Ganzen.



10 Gemeinsame Ziele definieren

Gesellschaften sind immer dann stark, innovativ und von Aufbruchgeist beseelt, wenn sie sich auf ein großes, gemeinsames Projekt einigen können. Aktuell könnten das gleich mehrere Themen mit unterschiedlicher Sprengkraft sein: die Herausforderungen einer alternden Gesellschaft, der Kampf gegen den Klimawandel oder auch das Artensterben. Alles Herausforderungen, die nicht durch Veränderungen im Privaten bewältigt werden können. Doch wie können Generationenaufgaben zu einem neuen, gesamtgesellschaftlichen Wir-Gefühl führen? Zum Beispiel durch eine ehrliche und transparente Kommunikation seitens der Politik, durch Bürgerbeteiligung an Prozessen, durch Konzepte zur sozialen Lastenverteilung. Denn dann könnte die Gruppe derer, die von vornherein dagegen sind, kleiner werden.

Der Zusammenhalt muss aktiver und bewusster gestaltet werden, er muss gehegt und gepflegt werden, sonst sind die großen Transformationsaufgaben, die vor uns liegen, kaum zu bewältigen. Und nur so kann es gelingen, aufeinander zu achten, sodass niemand unter die Räder kommt, niemand mit seinen Sorgen und Ängsten alleingelassen wird und radikale Kräfte keine Anknüpfungspunkte finden. Dann wird das Andere, das Neue, das Unbekannte, das uns erwartet, wirklich gut.

Auszug aus: Verena Carl, Kai Unzicker: Anders wird gut. Bertelsmann Verlag 2023; Illustration: Designbüro Möhlenkamp & Schuidt mit lappee, Vitay Corbader, Freepik, IconBaandar

›Ich habe mich mit den vielen Jugendlichen um mich herum sehr jung gefühlt.‹



Die Organisations-Queen

PETRA BUSEMANN 54 JAHRE

hat fast 20 Jahre lang das Konfi-Camp in Wildflecken für Wilhelmshavener Jugendliche mitorganisiert

Einmal ging etwas richtig schief. Petra Busemann war mit einem Bulli samt Anhänger auf dem Weg nach oben, zum Gipfel des Kreuzbergs in der Bayerischen Rhön, wo einige Konfirmanden getauft werden sollten. Doch sie bog falsch ab, der Weg mit seinen vielen Serpentinaugen wurde immer enger. Irgendwann merkte sie, dass sie sich verfahren hatte, wendete mühsam auf der schmalen Straße und fand schließlich den richtigen Weg nach oben – gerade noch rechtzeitig, damit die Taufe auf knapp 1.000 Metern Höhe pünktlich beginnen konnte.

›Ich bin damals ziemlich ins Schwitzen gekommen. So ist das eben, wenn man als Flachländerin einen Berg bezwingen will‹, sagt Petra Busemann und lacht. ›Das Camp für die Konfirmanden liegt unten im Tal. Deshalb ist die Taufe auf dem Kreuzberg immer etwas Besonderes. Vor allem dann, wenn alles klappt.‹

Fast 20 Jahre lang, von 2005 bis 2023, hat Busemann die Konfirmandenfreizeit im 500 Kilometer entfernten Wildflecken ehrenamtlich mitorganisiert. Von Stiften über Pflaster bis hin zu den Kostümen für die Show-Abende hat sie alles besorgt. ›Ich war von morgens um sieben bis nachts um zwei auf den Beinen, das ist schon auch mal stressig. Aber im Camp herrschte eine spirituelle, lebendige Atmosphäre, das fand ich toll‹, erinnert sich die heute 54-Jährige. Doch alles habe seine Zeit.

Aber ganz aufhören mit den Ehrenämtern? Das wollte sie dann doch nicht. Dafür macht es Busemann, die vor fast 40 Jahren ihre erste Jugendgruppe leitete, zu viel Spaß, Dinge auf die Beine zu stellen und Menschen zusammenzubringen. Gemeinsam mit ihrem Mann, einem Pastor, hat sie deshalb 2023 das Nachbarschaftsprojekt *WHVerbindet* ins Leben gerufen. Mit 18 weiteren aktiven Ehrenamtlichen kümmert sie sich seitdem in Wilhelmshaven um Geflüchtete – eine Aufgabe, bei der sie immer wieder Glücksmomente erlebt. Etwa dann, wenn sie beobachtet, wie ein Kind einer Flüchtlingsfamilie aus vollem Halse lacht oder mit anderen Kindern Fußball spielt. ›Mir selbst geht es so gut. Ich bin gesund, sozial eingebunden, habe keine Geldsorgen. Ich fühle mich vom Leben beschenkt und möchte etwas zurückgeben. Darin sehe ich meine gesellschaftliche Verantwortung.‹

Manchmal denkt sie allerdings auch ein bisschen wehmütig an die Camps in Wildflecken zurück. ›Ich habe mich mit den vielen Jugendlichen um mich herum sehr jung gefühlt‹, sagt sie. Als sie ihren Abschied im Herbst letzten Jahres bekannt gab, wollte sie weder Lob noch Lorbeeren. Doch die Wertschätzung von vielen Seiten freut sie. Etwa wenn Pastor Rainer Claus aus ihrer Gemeinde Havenkirche über sie sagt: ›Petra hatte immer alles im Blick. Aber nicht nur die Scheren und den Fußball, sondern auch die Fragen und Sorgen der jugendlichen Teamer. Was sie jeden Sommer mit nach Wildflecken brachte? Mindestens drei Paletten Material und ihr riesengroßes Herz. Das war ein Segen.‹

FRANZISKA WOLFFHEIM

›Ganz wichtig ist es, das Engagement der Freiwilligen wertzuschätzen. Nicht abstrakt, sondern möglichst konkret.‹



Engagement auf Abruf

Wenn sie gebraucht werden, sind viele Menschen bereit, Aufgaben in ihrer Gemeinde zu übernehmen – allerdings nur für eine begrenzte Zeit. Doch in Zukunft wird gerade ihre langfristige Mitarbeit noch wichtiger werden. Was also kann die Kirche tun, um mehr Menschen für ein Ehrenamt zu gewinnen und dann auch zu halten? Ein Gespräch mit der Autorin Verena Carl

INTERVIEW: FRANZISKA WOLFFHEIM FOTO: ISADORA TAST

horizont^e: Sie haben mit Ihrem Co-Autor, dem Soziologen Kai Unzicker, ein Buch über den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Deutschland geschrieben und darüber, wie sich ehrenamtliches Engagement attraktiver machen lässt. Steckt das Ehrenamt denn in der Krise?

VERENA CARL: Es gibt zwar so etwas wie einen gefühlten Egoismus, weil viele Menschen den Eindruck haben, sie lebten in einer Ellbogengesellschaft und die Hilfsbereitschaft nehme ab. Fakt ist aber, dass sich heute genauso viele Menschen ehrenamtlich engagieren wie früher.

Solidarität und Unterstützung haben also nicht abgenommen. Was sich allerdings verändert hat, ist die Art des Engagements: Eine Studie der Bertelsmann Stiftung hat gezeigt, dass sich Menschen heute eher punktuell und projektbezogen engagieren und sich nicht langfristig binden wollen.

Woran liegt das?

Das Leben ist insgesamt unbeständiger geworden, weniger berechenbar. Der Freiwilligensektor durchläuft gerade einen ähnlichen

Wandel wie die Arbeitswelt, die inzwischen viel flexibler ist als noch vor zehn Jahren. Viele Rentnerinnen und Rentner haben Hobbys und wollen sich nicht langfristig binden. Manche von ihnen müssen durch Jobs auch ihre Rente aufbessern; ihnen fehlt dann die Zeit für ein Ehrenamt. Hinzu kommt, dass die meisten Frauen heute arbeiten. Sie haben deshalb deutlich weniger Zeit für Ehrenämter – anders übrigens als die Generation ihrer Mütter, von denen ein großer Teil nicht berufstätig war.

Viele Menschen sind zwar aus der Kirche ausgetreten oder nur noch aus Gewohnheit Mitglied, wären aber grundsätzlich bereit, sich für andere zu engagieren. Was können Gemeinden tun, um diese Menschen für gesellschaftlich wichtige Aufgaben zu gewinnen?

Auch die Kirche muss darauf reagieren, dass Menschen heute kürzere oder zeitlich begrenzte Ehrenämter suchen. Dieses Engagement entsteht oft in einer akuten Notlage, wie etwa dem Hochwasser in Niedersachsen oder bei der Integration von Geflüchteten. Viele Menschen sind bereit, in solchen Situationen zu helfen. An diese Bereitschaft sollte die Kirche stärker und offensiver anknüpfen, etwa indem sie über Aushänge in ihren Einrichtungen und Social Media-Kanäle zu Hilfsaktionen aufruft.

Wie kann es gelingen, aus einer punktuellen Unterstützung eine dauerhafte zu machen? Oder wird das in Zukunft gar nicht mehr möglich sein?

Ganz wichtig ist es, das Engagement der Freiwilligen wertzuschätzen. Nicht abstrakt, sondern möglichst konkret. Wenn beispielsweise jemand trotz schlechten Wetters eine Konfirmandenfreizeit begleitet hat und alle fröhlich zurückkommen, sollte sich eine hauptamtliche Person zeitnah dafür bedanken. Auch Coaching- und Fortbildungsangebote können Ehrenamtliche motivieren. Wer zum Beispiel Lust hat, eine Jugendgruppe zu leiten, wird sich über eine Einführung in Teamprozesse freuen. Werden dann noch regelmäßige Gespräche angeboten, die bei Problemen unterstützen, gibt das zusätzliche Sicherheit.

Zahlreiche Studien belegen, dass es Menschen glücklich macht, sich für andere zu engagie-

ren: Sie fühlen sich anerkannt und in eine Gemeinschaft eingebunden. Auf welche Weise könnte auch die Kirche diesen Effekt für sich nutzen?

Indem sie konkrete Gruppenangebote macht. Eine Gemeinde könnte zum Beispiel bereits bestehende Teams für die Organisation des Kirchencafés ansprechen. Wenn man eine Aufgabe mit anderen teilt, sinkt für viele die Hemmschwelle, aktiv zu werden. Denn dann wird die Verantwortung auf mehrere Schultern verteilt. Auch ein Stammtisch für Ehrenamtliche, um Erfahrungen auszutauschen, stärkt das Gruppengefühl. Und der ließe sich ja gelegentlich auch für Interessierte öffnen. Sie bekämen dann einen ersten Eindruck davon, was sie erwartet, wenn sie dabei sind.

Möglicherweise haben Ehrenamtliche und Gemeinden ganz unterschiedliche Vorstellungen von einem freiwilligen Engagement. Wie lassen sich Enttäuschungen vermeiden?

Als Kirche sollte man klar sagen, was zu tun ist und welchen Aufwand die Aufgaben erfordern. Und wer ehrenamtliche Hilfe anbietet, sollte wiederum konkret sagen, welche Kapazitäten er oder sie hat. Je genauer und transparenter beide Seiten ihre Wünsche äußern, desto besser lassen sich Missverständnisse und Frust vermeiden.

Was kann die Kirche tun, um auch Kinder und Jugendliche zur Mitarbeit zu ermuntern?

Sie sollte schon früh ein Bewusstsein für den Wert von Hilfe und Solidarität wecken. Bei meinen Recherchen habe ich festgestellt, dass Erwachsene, die sich engagieren, oft schon als Jugendliche ehrenamtlich tätig waren. Oder sie berichteten von Vorbildern wie der eigenen Mutter, die bereits aktiv war. Genau da muss die Kirche ansetzen und sich öffnen. Sie kann beispielsweise auf eine Kita oder Schule zugehen und anregen, dass die Kinder etwas basteln, das dann auf dem Gemeindebasar für einen guten Zweck verkauft wird. Eine andere Idee: Ehrenamtliche unterstützen Schülerinnen und Schüler einen Monat lang, das Kirchen-Café zu organisieren. Statt darauf zu warten, dass Menschen und Institutionen auf sie zukommen, sollten die Gemeinden insgesamt offensiver werden, indem sie Angebote machen und mehr Präsenz zeigen.



Buch-Tipp:

VERENA CARL, KAI UNZICKER: Anders wird gut. Berichte aus der Zukunft des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Verlag Bertelsmann Stiftung, 20 Euro.

Herr Mustermann

RAINER SANDERS 77 JAHRE

aus Bürgerfelde, pflastert aus alten Steinen und Platten
prächtige Wege und Plätze

Was für die meisten Menschen Stress bedeutet, ist für Rainer Sanders Entspannung pur: Der 77-jährige aus Oldenburg-Bürgerfelde liebt es, Wege und Plätze zu pflastern. Mit seinen Händen erschafft er immer wieder kleine Kunstwerke, zuletzt unter anderem am Jochen-Klepper-Haus in Oldenburg. Ehrenamtlich.

Die Muster entwickelt Sanders je nach vorhandenem Material und Zweck erst nur im Kopf, dann auf der vorbereiteten Fläche.

›Früher habe ich alles aufgezeichnet. Das mache ich schon lange nicht mehr. Denn wenn ich beim Pflastern vor Ort bin, wird's erfahrungsgemäß nämlich doch meist ganz anders‹, sagt er. Sanders lacht.

Zwischen Ostern 2022 und Sommer 2023 hat Sanders immer wieder beim Jochen-Klepper-Haus gearbeitet – abhängig vom Wetter und davon, welches Material gerade verfügbar war. Schon das Ausmessen und Planen habe ihm viel Spaß gemacht. Und vor allem das

Organisieren. Denn Sanders ist ein Recyclingkünstler; die Steine und Platten, die er für seine Projekte braucht, findet er überall. Mal liegen sie vergessen an einem Zaun, mal sind sie auf Baustellen übrig geblieben. Je unterschiedlicher sie sind, desto besser. ›Hinterm Kindergarten lagen zum Beispiel Blaubasaltsteine‹, erinnert er sich. ›Da habe ich gefragt und durfte sie mitnehmen. So ähnlich bei einer Straßenbaustelle. Und beim Friedhof standen auch mal Platten herum‹, sagt der gelernte Maurer.

Alles begann kurz vor Ostern 2022, als Sanders beschloss, seine Konfession zu wechseln. Die einst enge Bindung zu seiner katholischen Gemeinde hatte seit dem Weggang des Pfarrers gelitten, gleichzeitig war die Beziehung zur evangelischen Dreifaltigkeitsgemeinde enger geworden, der auch seine Frau angehört. ›Und dann wollte ich auch richtig dazugehören. Der Austritt aus der katholischen Kirche ließ sich einfach beim Standesamt erledigen. Und ein paar Stunden später kam die evangelische Pastorin zu uns nach Hause und hat mich in die Dreifaltigkeitsgemeinde aufgenommen. Das war mir wichtig. Ich wollte keinen Tag ohne eine Gemeinde sein.‹

Zum ehrenamtlichen Pflasterer in seiner neuen Gemeinde wurde er nach einem Gottesdienst, als man sich über Entspannung unterhielt. ›Da haben viele von Gartenarbeit erzählt, vom Lesen und Spazierengehen. Das Übliche eben. Und dann habe ich mich gemeldet ...‹ Sanders sprach von Konzentration, vom genauen Messen und Planen und wie dabei alle anderen Gedanken unwichtig werden. Als sich die Gruppe auflöste, erzählte ihm der Pfarrer von den Flächen um das frisch sanierte Klepper-Haus. ›Das musste ich mir gleich selbst ansehen.‹ Und tatsächlich gab es einiges zu tun: Eine Mauer war auszubessern, Beete einzufassen, der Zugang zum Kinderhort zu pflastern – die Liste war lang. Mittlerweile sind die Arbeiten längst erledigt. ›Aber der Pastor hat immer neue Ideen.‹ Sanders freut sich darauf.

ANNETE KELLIN

›Ich wollte keinen Tag
ohne eine Gemeinde sein.‹

Foto: Tobias Frick



Ihre Zukunft ist jetzt

Sie stammen aus Damaskus, Cherson, Odessa und Wilhelmshaven. Heute leben sie keine 20 Kilometer voneinander entfernt. Auch wenn Bayhas, Taya, Vlada und Otto kaum etwas gemeinsam zu haben scheinen, verbindet sie der feste Wille, sich ihre Träume nicht zerstören zu lassen – weder durch die Erlebnisse in der Vergangenheit noch durch die Krisen der Gegenwart.

TEXT: ANNETTE MUSCHALIK FOTOS: TOBIAS FRICK

B

ayhas Weg nach Deutschland führt über das Ägäische Meer; nachts, in einem Schlauchboot, eingezwängt zwischen Dutzenden Fremden, seinen Eltern und seiner kleinen Schwester. Keine zwei Stunden dauert die Überfahrt von der türkischen zur griechischen Küste. Doch es war die wohl gefährlichste Etappe auf ihrer fast vierwöchigen Flucht aus Syrien.

Neun Jahre ist das inzwischen her. Der heute 17-jährige erinnert sich nur noch an wenige Bruchstücke – an das Meer natürlich, an die tief-schwarze Dunkelheit und daran, dass sie unendlich viel gelaufen sind. Er denke selten an diese Zeit, sagt Bayhas. Fast vergessen habe er auch die Angst, die er immer wieder in Damaskus spürte; dort, wo seine Mutter durch eine Autobombe schwer verletzt wurde und man seinen Vater, einen Filmregisseur, entführte. ›Ich lebe ja jetzt in Deutschland. Hier gibt es keinen Krieg, keine Armut und keine Unterdrückung.‹

Seit drei Jahren besitzt Bayhas die deutsche Staatsbürgerschaft, wie alle in der Familie. Sie wohnen in Jever. Von dort bis zum städtischen

Mariengymnasium sind es knapp eineinhalb Kilometer. Bayhas geht sie gerne zu Fuß. Er besucht die 12. Klasse und gehört zu den Besten seines Jahrgangs. Seine Erklärung: ›Man muss sowieso zur Schule gehen, da kann ich auch aufpassen.‹ Mathe, Physik und Chemie sind seine Lieblingsfächer. Er ist ehrgeizig. Er will ein gutes Abi schaffen. Und danach? ›Ich möchte Physik studieren. Aber was ich damit machen will, weiß ich noch nicht.‹ Vielleicht irgendetwas mit Energie. Dort sieht er viele Probleme, die dringend gelöst werden müssten.

Wahrscheinlich wäre Bayhas auch ein prima Lehrer. Seit sechs Jahren produziert er Videos unter seinem Spitznamen *Bieso*: Mehr als 130.000 folgen ihm unter *@bieso_mathe_physik bei TikTok*, knapp 20.000 sind es auf Youtube. Flächenladungsdichte oder chemisches Gleichgewicht – Bayhas erklärt in mittlerweile rund 350 Videos, was anderen un-erklärlich erscheint. Und das kommt an. ›Super Video‹, ›sehr informativ‹, heißt es in den Kommentaren. Angefangen hat alles mit seiner Faszination für das Weltall. Mithilfe seines Vaters hat er dann Videos dazu gedreht und geschnitten. >>>





›Ich muss nicht der Reichste sein. Nur so viel Geld verdienen, dass ich ohne Stress meine Rechnungen bezahlen kann.‹

BAYHAS, 17

Heute beschäftigt sich *Bieso* vor allem mit Themen aus dem Unterricht. Aber Bayhas kann auch analog: In der Schule bietet er eine Arbeitsgemeinschaft *Astronomie* an.

Auf die Frage, wie er sich sein späteres Leben vorstellt, schließt er die Augen und überlegt kurz. Er wünsche sich vor allem die ›Standarddinge‹, wie er sie nennt: eine Familie, ein Haus, ein gutes Einkommen. ›Ich muss nicht der Reichste sein. Nur so viel Geld verdienen, dass ich ohne Stress meine Rechnungen bezahlen kann.‹ Ach ja, und viel Freizeit wäre schön. ›Damit ich Zeit zum Nachdenken habe‹, schiebt er mit einem Grinsen hinterher. ›In der Physik geht es um das ‚Wie‘, aber die Philosophie fragt nach dem ‚Warum‘. Das finde ich spannend.‹ Und er erzählt, dass seine Freunde manchmal stöhnen: ›Bayhas, nicht solche Fragen schon vor der ersten Stunde!‹

In der Philosophie liegt für ihn ein wichtiger Schlüssel zu den Problemen der Welt. ›Wenn ich etwas ändern könnte, dann, dass die Menschen mehr hinterfragen – vor allem ihr eigenes Handeln.‹ Er ist überzeugt: Wer einem anderen schadet, schadet vor allem sich selbst, weil er mit einem schlechten Gewissen leben muss. Was aber, wenn es Menschen glücklich macht, anderen zu scha-

den? ›Dann haben sie eine falsche Vorstellung von Glück‹, so Bayhas' nachdenkliche Antwort, ›denn viele Menschen wissen gar nicht, dass das, was sie tun, ihnen selbst schadet.‹

Die Erfahrung von Flucht verbindet Bayhas mit Taya und Vlada. Mit dem Einmarsch russischer Truppen in die Ukraine im Februar 2022 hat sich ihr Leben von einem Tag auf den anderen geändert. Heute wohnen die jungen Mädchen mit ihren Müttern in kleinen Wohnungen in Jever – weit weg von ihren Familien, ihren Freundinnen und ihrem Alltag, den sie geliebt haben. Die 14-jährige Vlada kam im April 2022 mit ihrer Mutter von Cherson nach Jever, einen Monat später Taya mit ihrer Mutter aus Odessa. Die vier kannten sich nicht. In Jever sind sie Freundinnen geworden.

Taya ist acht, sie geht in die dritte Klasse, ›in die 3b‹, betont sie. Nachdem sie bisher nur gelächelt hat, wirkt sie plötzlich ernst; sie wippt unruhig mit den Füßen. ›Ich vermisse meine Familie‹, bricht es aus ihr heraus. Die ist ihr am allerwichtigsten. Sie lächelt wieder. Familie, das sind vor allem Oma und Opa. Sie haben sich in Odessa fast täglich gesehen. Und Maggy gehört auch dazu, ihr Beagle. Wenn sie von ihrem Leben in Odessa erzählt, sprudeln die Worte nur so aus ihr heraus.

›Taya kommuniziert gern‹, erklärt ihre Mutter und lacht. Sie ist Kinderärztin. Eigentlich wollte sie gar nicht weg aus Odessa. Sie wollte helfen, wie ihr Vater, der auch Arzt ist. ›Aber Taya sollte in Sicherheit sein. Deshalb bin ich mit ihr nach Moldawien gefahren, als die Situation zu schwierig wurde. Ich wollte dort warten, bis alles vorbei ist‹, sagt sie. Aber die Lage besserte sich nicht. So wurde Jever zum Zufluchtsort und die Gastfamilie, die sie anfangs aufgenommen hat, zu engen Vertrauten.

Die Mädchen wechseln ganz selbstverständlich zwischen Ukrainisch und Deutsch hin und her; und wenn es sein muss, dolmetschen sie für ihre Mütter. Taya übersetzt in der Schule auch für ukrainische Kinder, die noch kein Deutsch sprechen. Sie sind 15 von 180 Schülerinnen und Schülern.

Vlada verfolgt das Gespräch ruhig und aufmerksam. Sie geht in die 9. Klasse des städtischen Gymnasiums und verbringt viel Zeit mit Sofii, die etwas später aus der Ukraine in die Klasse kam. Ihre Flucht aus Cherson sei dramatisch gewesen, wird ihre Mutter später in einer WhatsApp-Nachricht schreiben. ›Wir lebten unter russischer Besatzung, mussten jeden Tag in den Luftschutzkeller und konnten nicht weg, weil es keinen sicheren

Korridor gab. Irgendwann wollten wir nur noch weg von diesem Albtraum. Aber ich weiß nicht, ob ich das Risiko ohne Vladas Beharrlichkeit eingegangen wäre. Nach 45 Tagen sind wir dann unter Beschuss geflohen.‹

Inzwischen lebt auch Vladas Babuschka in Jever, ihre Großmutter. Zurücklassen musste die 14-Jährige ihren Vater und ihre 30-jährige Schwester, die in Kiew lebt. Ihr Vater ist in Cherson geblieben und muss sich dort als Reservist bereithalten. Die beiden Geschäfte, die er und Vladas Mutter hatten, gibt es nicht mehr.

Vlada weiß, dass nichts mehr so sein wird wie früher, aber das ändert nichts daran, dass sie ihr altes Leben vermisst. Immerhin ist das neue ausgefüllt. Das findet sie gut, so kennt sie es von zu Hause. In Jever hat sie vormittags Unterricht am Gymnasium und nachmittags Onlineunterricht von ihrer ukrainischen Schule. ›Ich möchte den Anschluss nicht verlieren, wenn ich wieder in die Ukraine zurückgehe‹, sagt sie. Jeden Tag macht sie deshalb mit ihren ehemaligen Klassenkameraden Hausaufgaben über Zoom, und sie unterhalten sich viel. Seit der 2. Klasse besucht Vlada in Cherson zusätzlich eine Kunstschule und nimmt jetzt an den Online-Kursen teil. Ihre Augen leuchten, wenn sie davon erzählt. ›Das gefällt mir sehr – Farbenlehre, Design, Fotografie. Später möchte ich Grafikdesign oder Interior Design studieren.‹

Und Taya? ›Ich will Modedesignerin werden!‹ Das wisse sie schon seit ihrer Kindheit, betont sie. Deshalb sind die Online-Kurse ihrer Kunstschule auch so wichtig für sie. Wie muss man sich den Kunstunterricht am Computer vorstellen? ›Na ganz einfach: Computer aufklappen, Blatt nehmen und dann loslegen‹, erklärt Taya das, was für sie ganz selbstverständlich ist. Mit zwei Tanzstunden, Tischtennis und Tennis sind ihre Wochen ähnlich voll wie die von Vlada.

Gibt es eine Rückkehr, wenn der Krieg vorbei ist? Sie hoffen es. Doch Vladas Mutter ist skeptisch. ›Cherson ist schwer zerstört, auch Vladas Schule. Ich will sie nicht noch mehr verletzen, indem ich sie dorthin zurückbringe.‹ Vlada lächelt, als sie sich ihre Zukunft ausmalt. ›Ich möchte später in einem Haus am Meer leben. Meine Familie soll in der Nähe sein und ich hätte gerne einen großen Hund.‹ Tiere sind ihr wichtig. ›In der Ukraine gibt es nach den zahlreichen Bombenangriffen viele verängstigte und herrenlose Hunde. Das bricht mir das Herz und macht mich wütend.‹ Gibt es noch etwas, das sie wütend macht? ›Der



Krieg.‹ Mehr Worte braucht es nicht. Ein Leben in Frieden und Freiheit wünscht sich Vlada. Selbstbestimmt und unabhängig soll es auch sein. Deshalb möchte sie nicht an einem Ort wohnen, wo Frauen weniger Rechte haben als Männer.

Das Wichtigste, was sich Taya für ihre Zukunft wünscht, ist ein Leben mit ihrer Familie. ›Und eine Nähmaschine wäre schön.‹ Außerdem viele Tiere – inklusive ihrer Ameisenfarm, die sie in Odessa zurücklassen musste. Und wo soll dieses Leben stattfinden? ›Das weiß ich nicht. In irgendeinem Land. In Deutschland, in der Ukraine oder woanders.‹ Für Taya sei es wichtig zu wissen, dass sie in Sicherheit ist, sagt ihre Mutter. ›Aber ihre Antworten sind die eines Kindes, das viel zu schnell erwachsen werden musste‹, fügt sie traurig hinzu. Hier in Jever bleibt ihnen nur, trotz der vielen schlechten Nachrichten aus ihrer Heimat optimistisch zu bleiben. Und die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft mit ihren Familien nicht aufzugeben.

Wie Bayhas will auch Otto etwas verändern; er nennt das ›etwas bewegen‹. Den Schlüssel dazu sieht er in der Politik. Deshalb hat er sich in seiner Heimatstadt Wilhelmshaven ins Jugendparlament wählen lassen – gemeinsam mit 16 anderen. >>>

›Ich will Modedesignerin werden.‹

TAYA, 8

›Ich möchte den Anschluss nicht verlieren, wenn ich wieder in die Ukraine zurückgehe.‹

VLADA, 14



›Ich möchte Politiker werden. Aber vorher will ich Jura studieren. Ich finde es spannend, Menschen zu vertreten, und wenn ich mich dann für die Politik entscheide, hilft mir das auch.‹

OTTO, 17

Sie alle sind zwischen elf und Anfang 20 und setzen sich in den politischen Gremien der Stadt für die Interessen von Kindern und Jugendlichen ein. Nach der Wahl im vergangenen März bestimmten ihn die Mitglieder des Jugendparlaments zu ihrem Vorsitzenden. Das habe ihn ziemlich überrascht, aber auch stolz gemacht, sagt der 17-Jährige. Mit seinen Eltern lebt er am Stadtrand von Wilhelmshaven. Seit den ersten Politikstunden in der 7. Klasse interessiert er sich für das Fach. ›Ich hatte einen Lehrer, der war selbst politikbegeistert, und sein Unterricht war richtig gut.‹

Doch mit Corona kamen dann die Lockdowns. ›Ich wusste damals überhaupt nichts mit mir anzufangen.‹ Das habe sich lähmend und sehr belastend angefühlt. ›Dazu kam, dass ich das Gefühl hatte, dass alles, was für uns Jugendliche wichtig ist, überhaupt keine Rolle spielt. Das hat mein politisches Interesse noch verstärkt,‹ sagt Otto. Er geht in die 11. Klasse der Integrierten Gesamtschule. Seine Freizeit verbringt er am liebsten mit Freunden. Dann gehen sie in ihr Lieblings-Fast-Food-Restaurant oder ins Fitnessstudio. Im Jugendparlament ist keiner von ihnen, aber sie

sprechen manchmal über die Themen, die dort diskutiert werden.

Mit den Jugendparlamentarierinnen und -parlamentariern trifft er sich etwa einmal im Monat. Ihre Versammlungen dauern meist eine bis eineinhalb Stunden, ein Stadtjugendpfleger unterstützt sie dabei. Für die nächste Sitzung haben sie sich mit Mitgliedern der Stadtverwaltung sogar im Ratssaal verabredet. Dass das alles so professionell ablaufen würde, hatte Otto nicht erwartet. Und steifer hatte er sich das Ganze auch vorgestellt. ›Mit Anzug und was so dazu gehört.‹ Den brauchen sie aber nicht. Gehört werden sie auch ohne, und Otto sagt, er habe jetzt das Gefühl, dass sie in der Politik wahrgenommen werden.

Gleich nach der Wahl wartete schon die erste Herausforderung auf die Jugendlichen: Der Rat der Stadt bat sie, Vorschläge für ein Jugendkulturzentrum zu machen, das die Stadt in einer alten Exerzierhalle einrichten möchte. Um das herauszufinden, befragten sie unter anderem Schülerinnen und Schüler der fünften und sechsten Klassen der städtischen Schulen. ›Das ist ja die Altersgruppe, die als erste davon profitieren wird.‹ Ergebnis: Sie wünschen sich eine Multifunktionshalle mit verschiedenen Angeboten, damit so viele Jugendliche wie möglich sich hier treffen und ihre Zeit verbringen können.

Aktuell recherchiert Otto schon intensiv für das nächste Projekt des Jugendparlaments: kostenlose Bustickets nicht nur bis zur 10. Klasse, sondern auch für Schülerinnen und Schüler ab der 11. Klasse in Wilhelmshaven. Im benachbarten Friesland gibt es das schon. Otto findet das ungerecht. Deshalb engagiert er sich auch für die Gründung eines Dachverbandes der niedersächsischen Jugendparlamente. Vielleicht lässt sich so eine landesweite Lösung finden.

Und wo sieht er sich selbst in zehn Jahren? ›Ich möchte Politiker werden. Aber vorher will ich Jura studieren. Ich finde es spannend, Menschen zu vertreten, und wenn ich mich dann für die Politik entscheide, hilft mir das auch.‹ Warum ausgerechnet Politiker? ›Weil ich die Arbeit superwichtig finde und weil es mir Spaß macht.‹ Angesichts der vielen Krisen in der Welt empfindet Otto manchmal auch Angst. Er nennt es ›ein Gefühl von Ungewissheit.‹ Doch den Kopf in den Sand stecken? Kommt für ihn nicht infrage. ›Ich versuche, optimistisch zu bleiben. Mit der Einstellung ‚Alles ist schlecht und wir können eh nichts machen,‘ ändert sich definitiv nichts.‹

gedanken

FRAG DIE PHILOSOPHIN

›Warum soll ich überhaupt beten? Weiß Gott nicht sowieso, was getan werden muss?‹

HANNES WITTE, 18, FSJ, Wilhelmshaven

Mit der Allwissenheit Gottes ist das so eine Sache. Einerseits könnte man meinen: Gott ist allmächtig. Er sieht doch die Missstände in der Welt! Wozu soll ich da noch beten und ihm mitteilen, was mich bewegt?

Doch eine solche Vorstellung basiert auf einem ziemlich autoritären Gottesbild. Und es wirft die Frage auf, die sich auch schon der Philosoph Leibniz zu Beginn des 18. Jahrhunderts gestellt hat, nämlich: Warum lässt der gute, allmächtige Gott aus der Bibel so viel Furchtbares auf der Welt zu, wenn er es doch verhindern könnte? Warum sterben jeden Tag Tausende in bewaffneten Konflikten und Kriegen überall auf der Welt? Überleben schwer verletzt und traumatisiert? Werden zu Flüchtlingen im eigenen Land?

Andererseits könnten wir unsere Beziehung zu Gott aber auch als gleichberechtigter verstehen. Denn wir Menschen können im Gebet mit ihm in einen Dialog treten. Dabei können wir ihm unsere Sorgen und Nöte schildern und ihn um Hilfe bitten. Möglicherweise fällt es uns dadurch leichter, eine für uns problematische Situation gedanklich zu klären, um dann selbst aktiv zu werden und sie zu verändern.

Oder – auch diese Funktion kann das Gebet haben – wir können lernen, mit der Ohnmacht, die wir manchmal schmerzhaft spüren, besser umzugehen. Denn nicht alles liegt in unserer Hand.

Helena Esther Grass

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg sowie Mitinhaberin der Adorno-Forschungsstelle. Haben Sie auch eine Frage an unsere Philosophin? Dann schicken Sie sie an presse@kirche-oldenburg.de

Aber wir können alles, was uns quält, im Gebet einer höheren Macht übergeben und darauf vertrauen, dass es dort gut aufgehoben ist.

›Wie kann ich bei den vielen schlechten Nachrichten trotzdem hoffnungsvoll nach vorn blicken?‹

FRIEDEMANN HÖNSCH, 53, Geschäftsführer Ev. Bildungswerk Ammerland

In einer Zeit, in der wir indirekt mit zwei Kriegen konfrontiert sind und die Klimakatastrophe weiter voranschreitet, die Zuversicht nicht zu verlieren, ist für uns alle eine Herausforderung. Zumal eine neue Welle des Rechtsradikalismus auf uns zurollt, die unsere demokratische Gesellschaft von innen auszuhöhlen droht. Die schlechten Nachrichten erreichen uns überall: in der Tagesschau, über die sozialen Medien, aber auch in Gesprächen im Familien- und Freundeskreis.

Wie also damit umgehen? Ich denke, hier hilft es, sich nicht von der Größe der Probleme überwältigen zu lassen, sondern auf das Prinzip der Selbstwirksamkeit zu setzen und sich zu fragen: Wo habe ich Einfluss? Und: Was kann ich ganz konkret tun? Kann ich beispielsweise versuchen, möglichst klimaneutral zu leben, auf Fleisch, Milch und Flugreisen zu verzichten, weniger zu kaufen und die Dinge, die ich bereits habe, mehr wertzuschätzen? Kann ich an Demonstrationen teilnehmen und meine Meinung öffentlich vertreten? An welche Organisationen, die meine Anliegen unterstützen, kann ich Geld, Kleidung oder anderes spenden? Kann ich Menschen finden, die ähnlich denken und handeln wollen wie ich? Gewiss, als Einzelne können wir nicht die Welt retten. Aber wenn viele Menschen ihr Verhalten ändern, kann das dazu führen, dass sich eine andere, bessere Praxis auch im Großen etabliert. In bestimmten Situationen muss ich mir jedoch eingestehen: Hier endet meine Wirksamkeit; hier komme ich nicht weiter. Diese Erfahrung gilt es auszuhalten und sich trotzdem nicht von ihr bremsen zu lassen.



›Er hatte offenbar bemerkt, dass es mir nicht gut ging, und bot mir an, mich seelsorgerisch zu unterstützen.«

›Mein **Nein** galt einfach nichts‹

Nancy Janz war 17, als sie sexualisierte Gewalt durch einen Jugendpfarrer erfuhr. Sie brauchte fast vier Jahre, um sich von ihm zu befreien. Geholfen hat ihr damals niemand. Doch dass die Kirche nach wie vor eher die Täter schützt statt die Betroffenen, macht sie heute noch wütend.

PROTOKOLL: ANNETTE KELLIN FOTOS: TOBIAS FRICK

W

ann genau die Grenze von einer freundschaftlichen Umarmung und einer seelsorgerisch-tröstenden Berührung überschritten wurde, kann ich gar nicht sagen. Es geschah schleichend, innerhalb weniger Monate. Ich wusste, dass es nicht richtig war, und fühlte mich schlecht deswegen. Aber ich konnte mich ihm nicht entziehen; er gab mir indirekt das Gefühl, ihm etwas schuldig zu sein. Das kannte ich schon von zu Hause: Es gibt nichts umsonst; für jede Zuwendung musste ich einen hohen Preis bezahlen.

Dabei hatte ich gehofft, endlich frei zu sein, wenn ich erst mal von zu Hause weg sein würde.

Ich war 16, als ich auszog, und 17, als ich ihn kennenlernte. In dem Jahr dazwischen war mir klar geworden, dass ich seit meiner Kindheit Gewalt und sexualisierte Gewalt in unterschiedlichsten Formen erlebt hatte – sowohl innerhalb als auch außerhalb meiner Familie. Wir wohnen in einem Dorf in der DDR. Dort wurde weggeschaut statt hingesehen; niemand sprach darüber. Als Kind dachte ich, die Gewalt, die Übergriffe, das sei alles normal, das sei eben so.

Ich zog damals in eine fremde Stadt, wo ich eine evangelische Fachschule besuchte. Weil ich noch nicht volljährig war, habe ich erst eine Ausbildung als Sozialassistentin gemacht, später dann zur Heilerziehungspflegerin. Ich war ganz allein dort und hatte in der Schule noch keinen richtigen Anschluss gefunden. Kurz bevor ich ihm begegnete, hatte ich meine erste Partnerin kennengelernt und geriet in eine Glaubenskrisen: Passt das überhaupt zusammen, Gott und Homosexualität? Tatsächlich aber steckte ich in einem Konglomerat verschiedenster Krisen, war psychisch labil. Und dann gab es plötzlich diesen Mann, den wir alle als Jugendpfarrer kennenlernten. Erst später habe ich erfahren, dass er damals noch gar nicht bei der hannoverschen Landeskirche angestellt war. Er war 29, ausgesprochen charismatisch, aufgeschlossen und offen. Er entwickelte ein sehr freundschaftliches Verhältnis zu uns. Durch ihn gab es unglaublich spannende Angebote, den JEK zum Beispiel, den JungeErwachsenenKreis, und natürlich Freizeiten. Privates und Berufliches hat er selten getrennt; er war immer für uns da.

Bei einer *Pro Christ*-Veranstaltung kam er auf mich zu. Er hatte offenbar bemerkt, dass es mir nicht gut ging, und bot mir an, mich seelsorgerisch zu unterstützen. Ich war dankbar für seine Hilfe, denn zu dem Zeitpunkt hatte ich gar keinen Kontakt mehr zu meiner Familie, und auch

in der Fachschule war ich noch nicht wirklich angekommen. Er gab mir Halt und Sicherheit. Mit ihm hatte ich plötzlich jemanden, zu dem ich mit all meinen Problemen gehen konnte. Doch schon bald wurden aus seinen tröstenden Berührungen fordernde. Es gab keine körperliche Gewalt, das nicht, aber der psychische Druck war enorm. Er erzählte mir, dass es bei ihm zu Hause gerade sehr schwierig sei; seine Frau sei schwanger und Nähe deshalb kompliziert. Bei einer Freizeit kam es dann zum ersten Geschlechtsverkehr. Wir waren in einem kleinen Schwimmbad, als wir plötzlich völlig allein waren. Das war im Oktober; zwei Monate nachdem wir uns kennengelernt hatten.

Dann wurde alles noch komplizierter, weil er mich eng an seine Familie band. Ich wohnte damals mit drei jungen Frauen direkt nebenan. WG statt Wohnheim – wir waren privilegiert, und er hatte uns das ermöglicht. Mein innerer Konflikt wurde noch größer, als ich die Patenschaft für seine zweite Tochter übernehmen sollte. Ich fühlte mich geehrt, weil ich sie liebte, doch die Situation war unglaublich schwierig für mich. Denn ich saß oft mit ihm, seiner Frau und den Kindern am Tisch. Ich wollte das alles nicht, nicht die Übergriffe, nicht die inneren Konflikte. Aber ich konnte mich nicht daraus befreien.

Fast vier Jahre lang kam es immer wieder zu Sex; seine Familie erfuhr erst viele Jahre später davon. Ich habe versucht, aus dieser Beziehung rauszukommen. Doch mein ›Nein‹ galt einfach nichts; er hat es immer wieder geschafft, mich zu überreden. Nach etwa zwei Jahren habe ich mich der Frau des Kirchenvorstehers anvertraut; ich hoffte auf ihre Hilfe, hoffte, dass diese Frau etwas tun würde, dass sie alles aufdecken würde. Aber sie riet mir nur, Abstand zu halten. Ihr Mann hat sogar mit dem Jugendpastor gesprochen. Aber es blieb ohne Konsequenzen. Niemand ist dem nachgegangen. Und das schmerzt zutiefst. Bis heute.

>>>



Und es ärgert mich auch ungemein. Viele Jahre später habe ich dann selbst alles öffentlich gemacht und habe mich bei der Landeskirche gemeldet; das war 2018. Drei Jahre zuvor hatte ich erfahren, dass gegen den Pastor eine Anzeige wegen sexueller Belästigung lief. Etwas später wurde die Presse auf meinen Fall aufmerksam und berichtete darüber. Es gab einen Aufruf, um andere Betroffene zu finden. Es meldeten sich acht Frauen, denen Ähnliches widerfahren war wie mir; auch die Frau, die ihn schon vor Jahren angezeigt hatte. Und das waren nur die, die sich getraut haben, die sexualisierte Gewalt, die er uns angetan hatte, ebenfalls öffentlich zu machen. Dabei hätte es unser Leid gar nicht geben müssen, wenn schon früher jemand eingegriffen hätte.

2008, mehr als zehn Jahre, nachdem es angefangen hatte, stellte ich den Täter zur Rede. Es brauchte weitere zehn Jahre, bis ich alles der Landeskirche melden und ihn bei der Polizei anzeigen konnte. Doch ihm passierte nichts, absolut gar nichts. Dafür gab es viele Gründe: Zum einen konnte ich nicht nachweisen, dass ich noch minderjährig war, als das alles begann, und auch die Verjährung spielte dabei eine Rolle. Zum anderen ging die Landeskirche vielem einfach nicht nach. Das macht mich bis heute noch unglaublich wütend. Vor allem, weil der Täter bis heute bei der Kirche beschäftigt ist.

Das, was ich selbst erlebt habe und was ich seit 2020 in meiner Arbeit als Betroffenenver-

›Ich habe versucht, aus dieser Beziehung rauszukommen. Doch mein ‚Nein‘ galt einfach nichts; er hat es immer wieder geschafft, mich zu überreden.‹

treterin immer wieder höre, ist, dass die Kirche nicht proaktiv handelt. Dass es eine große Intransparenz gibt. Dass Informationen zurückgehalten werden. Dass ich immer nur dann etwas erfahre, wenn ich als betroffene Person selbst nachfrage. Und das macht die Kirche unglaubwürdig. Denn einerseits sagt sie: Null-Toleranz gegenüber sexualisierter Gewalt. Andererseits tut sie so wenig dafür, wirklich aufzuklären, was passiert ist.

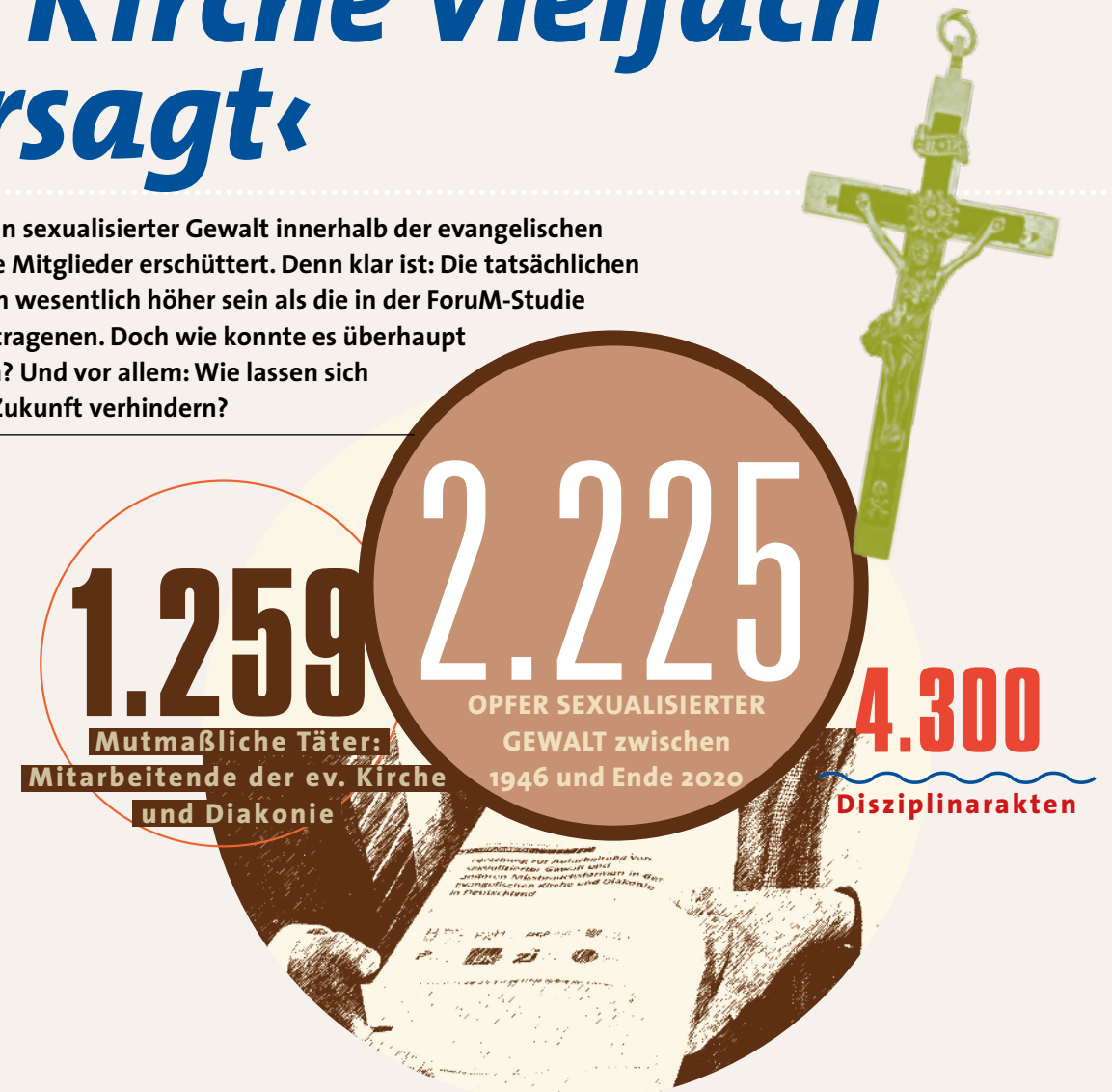
Im Moment deckt das System eher die Täter, als dass es die Betroffenen schützt. Das muss sich ändern. Und dafür setze ich mich ein. 🌐



Nancy Janz, 44, ist Heilpraktikerin für Psychotherapie mit eigener Praxis in Bremen. Darüber hinaus arbeitet sie als Leiterin der Fachstelle Inklusion in der Bremischen Evangelischen Kirche und ist ehrenamtliche Sprecherin der Betroffenenvertretung im Beteiligungsforum ›Sexualisierte Gewalt‹ der EKD. ›forum Kirche‹, Hollerallee 75, Bremen, Kontakt: Nancy.Janz@befo.ekd.de, 0160-944 202 31

›Wir haben als Kirche vielfach versagt‹

Das Ausmaß an sexualisierter Gewalt innerhalb der evangelischen Kirche hat ihre Mitglieder erschüttert. Denn klar ist: Die tatsächlichen Zahlen werden wesentlich höher sein als die in der Forum-Studie zusammengetragenen. Doch wie konnte es überhaupt dazu kommen? Und vor allem: Wie lassen sich Übergriffe in Zukunft verhindern?



M

indestens 2.225 Kinder und Jugendliche haben zwischen 1946 und Ende 2020 sexualisierte Gewalt erfahren; die mutmaßlichen Täter: 1.259 Mitarbeitende der evangelischen Kirche und Diakonie. Doch diese Zahl sei nur ›die Spitze der Spitze des Eisbergs‹, sagte Martin Wazlawik, Professor für Soziale Arbeit an der Hochschule Hannover und Projektkoordinator der Forum-Studie, bei der Vorstellung der Ergebnisse Ende Januar. Die Dunkelziffer dürfte um ein Vielfaches höher liegen. Die Studie vermutet eine Zahl von rund 10.000 betroffenen Jungen und Mädchen und bei der Zahl der Beschuldigten von etwa 3.500. Allerdings sei diese Hochrechnung mit ›sehr großer Vorsicht‹ zu betrachten, so die Wissenschaftler. Drei Jahre lang hatten Forschende von sechs un-

abhängigen wissenschaftlichen Institutionen im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) das Ausmaß und die strukturellen Bedingungen systematisch untersucht, die sexualisierte Gewalt und andere Missbrauchsformen in der evangelischen Kirche und Diakonie ermöglicht haben. Ausgewertet wurden Fragebögen, die die 20 evangelischen Landeskirchen ausgefüllt hatten auf der Grundlage der Auswertung von rund 4.300 Disziplinarakten, 780 Personalakten und etwa 1.320 weiteren Unterlagen.

Dabei wurde deutlich, dass die betroffenen Kinder – etwa zwei Drittel von ihnen waren Jungen – im Durchschnitt elf Jahre alt waren, als sie zum ersten Mal sexuelle Übergriffe ertragen mussten. Tatorte waren unter anderem Kindertagesstätten

780

Personalakten

20

LANDESKIRCHEN

3.000

Akten in Oldenburg

60%

Disziplinarverfahren

Sexualisierte Gewalt

Egal, ob sexuelle Anspielungen oder Berührungen, ob vulgäre Worte oder Gesten, ob aufdringliche Blicke, Nachrichten mit sexuellem Inhalt oder das ungewollte Zeigen oder Zusenden von Bildern oder Videos mit pornografischem Inhalt – jede Form von sexuellen Übergriffen ist Gewalt. Dabei geht es den Tätern und Täterinnen immer darum, Macht auszuüben. Sie planen ihre Handlungen gezielt und sind sich darüber bewusst, was sie tun. Oft finden sie deshalb in Abhängigkeitsverhältnissen statt. Doch Betroffene können sich wehren; Informationen finden sie unter anderem hier: bit.ly/IchHabeRechte

und Kirchengemeinden, Pfarrhäuser und Heime. Die Beschuldigten waren überwiegend männlich, zum Zeitpunkt der ersten Tat durchschnittlich knapp 40 Jahre alt und verheiratet. Gegen etwa 60 Prozent der beschuldigten Pfarrer wurde mindestens ein Disziplinarverfahren eingeleitet, gegen knapp die Hälfte von ihnen war eine Strafanzeige erstattet worden.

›Bitte melden Sie sich!‹

›Wir haben als Kirche vielfach versagt, stellte Bischof Thomas Adomeit fest: ›Wir haben uns an Menschen schuldig gemacht – und das ausgerechnet in einem Umfeld, das Kindern und Jugendlichen unbedingten Schutz bieten muss.‹ Weil er vermute, dass die Dunkelziffer weit höher liege, bitte er alle von sexualisierter Gewalt Betroffenen, Kontakt aufzunehmen: ›Melden Sie sich bei unseren Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartnern, wenn Mitarbeitende unserer Kirche Sie sexuell bedrängt oder Ihnen sexualisierte Gewalt angetan haben, egal, ob mit Worten oder Taten, egal, ob es 50 Jahre her ist oder erst fünf Tage. Auch wenn nichts ungeschehen gemacht werden kann, so werden meine Kolleginnen und Kollegen alles tun, um diese Straftaten anzuzeigen und Sie zu unterstützen, um diese Erfahrungen zu verarbeiten und so gut es

geht, damit leben zu können. Wir werden alles dafür tun, um sexualisierte Gewalt und Gewalt insgesamt in unseren Gemeinden, in unserer Kirche und unseren Einrichtungen zu verhindern.‹

Tausende Akten in Oldenburg gesichtet

Bereits im Vorfeld der ForuM-Studie hatte die Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg mehr als 3.000 Personalakten von Pfarrerinnen und Pfarrern, Diakoninnen und Diakonen sowie von Angestellten gründlich nach Hinweisen wie ›Beschwerden‹ und ›Disziplinarverfahren‹ zu sexualisierter Gewalt durchgesehen. Nach den Vorgaben der Studie wurden schließlich 104 möglicherweise relevante Unterlagen zu 101 Personen aus dem Pfarrdienst identifiziert und genau geprüft. Bereits 2022 war deutlich geworden, dass es bei vielen Landeskirchen zu Verzögerungen bei der Durchsicht der Personalakten kommt. Darum hatten sich im Juni 2022 die Forschenden für ein neues Vorgehen entschieden. Statt stichprobenartig alle Personalakten durchzusehen, beschränkte man sich auf die Disziplinarakten von Pfarrerinnen und Pfarrern in allen Landeskirchen. So sollte die Vergleichbarkeit zwischen den Gliedkirchen der EKD gewährleistet werden. Gemäß dieses veränderten Studiendesigns wurden im Bereich der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg 18 Beschuldigte und 25 bis 30 Betroffene sexualisierter Gewalt, die zum Tatzeitpunkt minderjährig waren, ermittelt und an den Forschungsverbund ForuM gemeldet.

›Es geht um Menschen, nicht um Zahlen‹

Bei der Vorstellung der Gesamtstudie betonte Projektkoordinator Wazlawik, dass es bei der Studie um mehr gehe als um Zahlen. Denn: ›Die Reduktion der Debatte auf Zahlen lässt die Betroffenen und ihre Erfahrungen wieder verschwinden.‹ Die erlebte sexualisierte Gewalt habe oft gesundheitliche, psychische und soziale Folgen.

›Menschen, die in der evangelischen Kirche oder Diakonie sexualisierte Gewalt erfuhren, berichten davon, dass sie in der Regel von der evangelischen Kirche alleingelassen und ihre Erfahrungen lange Zeit ignoriert wurden.‹ So hatten Betroffene geschildert, dass sie aufgefordert worden seien, ihren Tätern zu vergeben. Täten sie dies nicht, so sei ihnen vermittelt worden, würden sie aus der Gemeinschaft der Kirchengemeinde ausgeschlossen.

Eine ›bessere Kirche‹ gibt es nicht

›Schuld kann offenbar im evangelischen Selbstverständnis nicht ausgehalten werden, stellen die Forschenden in ihrer Studie fest. Dennoch müsse die evangelische Kirche sexualisierte Gewalt endlich als Teil ihrer eigenen Geschichte und Gegenwart begreifen. Das Problem: das Selbstbild der evangelischen Kirche als vermeintlich bessere Kirche im Gegensatz zur katholischen Kirche. Lange habe sie an der Überzeugung festgehalten, sie sei ›partizipativ, hierarchiearm und progressiv.‹ Doch gerade dies habe in vielen Fällen dazu geführt, ›dass interne Fehler und die eigene Machtstruktur nicht kritisch hinterfragt wurden.‹ Studienleiter Wazlawik bemängelte einen ›Harmoniezwang‹ und eine Konfliktunfähigkeit im ›Milieu der Geschwisterlichkeit.‹ In vielen kirchlichen Einrichtungen gebe es eine ›Verantwortungsdiffusion und Verantwortungsdelegation.‹ Insgesamt kritisiert die Studie die föderalen Strukturen der evangelischen Kirche: Klare Regeln zum Umgang mit bekannt gewordenen Fällen sowie eine systematische Dokumentation fehlten bislang; auch deshalb erschienen Aufarbeitungsprozesse intransparent und Verfahren im Umgang mit den Taten noch wenig etabliert.

›Zügig zu Ergebnissen kommen‹

Bischof Adomeit versicherte, die oldenburgische Kirche werde sich mit den Studienergebnissen intensiv auseinandersetzen. Zusammen mit der EKD und dem Beteiligungsforum sollen zügig verbindliche Absprachen getroffen werden: ›Prävention und die bedingungslose Parteinahme für Betroffene sind uns wichtig.‹ Deshalb werde sich die oldenburgische Kirche verstärkt an einzelnen regionalen Aufarbeitungsprojekten beteiligen. So soll unterstützend die neu gegründete Unabhängige Regionale Aufarbeitungskommission ›Konföderation und Bremen‹ unter Mitwir-

›Ich bin mir sicher, dass Täter und Täterinnen bei einer so gelebten Kultur wenig Chancen haben.‹

PFARRERIN JULIA NEUSCHWANDER

kung Betroffener in Niedersachsen dazu in Kürze ihre Arbeit aufnehmen. Ihr Ziel ist es, die Fälle sexualisierter Gewalt künftig genauer zu erfassen und Strukturen zu identifizieren, die sexualisierte Gewalt ermöglicht und begünstigt haben. Darüber hinaus soll der verfahrensrechtliche Umgang mit Betroffenen und weiteren Beteiligten in den beteiligten Landeskirchen und diakonischen Landesverbänden erleichtert werden.

Bereits 2010 hatte die oldenburgische Kirchenleitung eine Null-Toleranz-Linie ausgerufen und Ansprechpersonen für sexualisierte Gewalt benannt. ›Seit Erscheinen der EKD-Richtlinie zum Schutz vor sexualisierter Gewalt im November 2019 hat die oldenburgische Kirche einen Rahmen für die Aufarbeitung, Prävention, Intervention und Unterstützungsangebote für Betroffene von sexualisierter Gewalt geschaffen, so die Präventionsbeauftragte der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, Pfarrerin Julia Neuschwander. ›Das muss jetzt natürlich weiter ausgebaut werden, damit wir in allen Einrichtungen und Kirchengemeinden eine hohe Sensibilisierung und eine Handlungssicherheit erreichen. Ich bin mir sicher, dass Täter und Täterinnen bei einer so gelebten Kultur wenig Chancen haben.‹ Auch innerhalb der Kirche sollte auf kirchenunabhängige Angebote für Betroffene hingewiesen werden.

Schutzkonzepte entwickeln

Durch ein bereits in Kraft getretenes Kirchengesetz sind alle Einrichtungen und Kirchengemeinden der oldenburgischen Kirche verpflichtet, bis zum 31. Dezember 2025 jeweils vor Ort ein Schutzkonzept zu entwickeln und in den täglichen Abläufen umzusetzen. ›Daran arbeiten wir mit Hochdruck,‹ so Pfarrerin Julia Neuschwander, ›denn nur im Rahmen eines solchen Schutzkonzeptes kann Kirche ein sicherer Ort für Kinder, Jugendliche und auch für Menschen mit Beeinträchtigungen sein. Und nur dann können wir auch in Zukunft verantwortungsvoll Kinder- und Jugendarbeit sowie inklusive Angebote in unserer Kirche anbieten.‹

Die Ergebnisse

der Studie können unter www.forum-studie.de abgerufen werden. Weitere Informationen zur Studie finden sich unter www.ekd.de/forumstudie

›Wir haben uns an Menschen schuldig gemacht – und das ausgerechnet in einem Umfeld, das Kindern und Jugendlichen unbedingten Schutz bieten muss.‹

BISCHOF THOMAS ADOMEIT



› Wer will, kann mich auch anonym anrufen ‹

Die Therapeutin Gina Beushausen berät Menschen, die sexualisierte Gewalt innerhalb der oldenburgischen Kirche erfahren haben. Sie unterstützt sie dabei, einen Weg für sich zu finden, um mit den häufig lange verdrängten, traumatischen Erlebnissen umzugehen. Mit ihrer Hilfe können Betroffene Strafanzeige erstatten, Anträge für Entschädigungen einreichen oder Therapeutinnen und Therapeuten finden.

INTERVIEW: ANNETTE KELLIN FOTO: TOBIAS FRICK

horizont^e: Seit drei Jahren beraten Sie Menschen, die in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg sexualisierte Gewalt erfahren haben. Wie viele haben sich bisher an Sie gewandt?

Ganz genau kann ich das gar nicht sagen. Wenn jemand nur eine Frage hat, beispielsweise wie man ein Verfahren in Gang setzt, dann habe ich das gar nicht aufgeschrieben. Aber mit 13 Betroffenen habe ich in den Jahren 2022 und 2023 länger und öfter gesprochen.

Waren das überwiegend aktuelle Vorfälle?

Nein. Meist ging es um Ereignisse, die länger zurücklagen. Es kommen viele Menschen zu mir, die unsicher sind, ob sie etwas unternehmen sollen oder die Sache lieber auf sich beruhen lassen. In den Fällen, in denen der Täter oder die Täterin noch lebt, versuche ich, sie zu überzeugen, diese Dinge zu melden, einfach deshalb, um weitere Taten zu verhindern. Übrigens sind es bei weitem nicht nur Frauen, die sich an mich wenden, mindestens ebenso häufig melden sich auch Männer. Wer von ihnen aber lieber mit einer Person des gleichen Geschlechts über sexualisierte Gewalt oder überhaupt über Gewalt sprechen möchte, die er im kirchlichen Umfeld erlebt hat, kann das auch tun. Ich habe einen Kollegen in Braunschweig, der dann einspringen würde, falls

Zur Person

Gina Beushausen, 68, ist Sozialpädagogin und eine erfahrene Kinder- und Jugendpsychotherapeutin. Sie berät Menschen, die sexualisierte Gewalt innerhalb der oldenburgischen Kirche und Diakonie erfahren haben. Telefon: 0441-7701-133; E-Mail: gina.beushausen@kirche-oldenburg.de

der Wunsch besteht. Das war aber bisher nicht der Fall.

Warum sprechen manche erst nach vielen Jahren über ihre Erlebnisse?

Das ist typisch für traumatisierte Menschen. Wer Schlimmes erlebt hat, vor allem als Kind, verdrängt diese Erlebnisse oft erst einmal. Bei vielen bleiben sie dann jahrelang regelrecht verschüttet. Erst ein bestimmtes Erlebnis löst die Erinnerung an die Vergangenheit aus, die bei vielen Betroffenen plötzlich sehr präsent ist – und erst dann wird ihnen bewusst, was ihnen da eigentlich widerfahren ist.

Wie läuft denn der Kontakt mit Ihnen überhaupt ab?

Ganz unterschiedlich. Manche erzählen beim ersten Telefonat gleich von sich aus, was ihnen passiert ist, und das auch sehr ausführlich und detailliert. Die meisten sind aber eher zurückhaltend, unsicher und vorsichtig. Ich gebe dann Impulse, frage aber nicht so genau nach, sondern lasse die Anrufenden mehr erzählen. Wichtig ist zu klären, welchen Weg wir finden können, damit es den Betroffenen besser geht.

Was müssen sie denn von sich preisgeben?

Nur das, was sie wollen. Wer will, kann mich auch anonym anrufen; das ist völlig in Ordnung. Man kann mich auch nur um Rat fragen. Und wenn sich jemand danach nicht mehr meldet, ist das auch in Ordnung; ich rufe niemanden an, auch wenn ich die Nummer kenne. Aber ich bin immer erreichbar, das wissen die, die schon mal mit mir Kontakt hatten. Und ganz wichtig: Es gilt absolute Verschwiegenheit. Viele Betroffene treffe ich übrigens persönlich; das wünschen sie sich meist sogar ausdrücklich.

Und wie geht es dann weiter?

Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Wenn der Vorfall der Kirche gemeldet werden soll, dann muss ein Formular ausgefüllt werden. Das übernehme ich häufig, weil alles auch so schon für die Betroffenen belastend genug ist. Wenn sie sich zusätzlich noch für eine Anzeige bei der Polizei entscheiden, begleite ich sie auf Wunsch dorthin, um sie zu unterstützen. Die Fragen dort sind sehr detailliert und es soll ja nicht zu einer Retraumatisierung kommen. Welcher Weg für jemanden letztendlich der richtige ist, entwickelt

sich aus unserem Gespräch – und die Betroffenen entscheiden dann selbst. Für den weiteren Weg kann ich natürlich viele Kontakte vermitteln: Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen, Selbsthilfegruppen oder auch Seelsorgerinnen und Seelsorger. Ich kümmere mich nur um den Anfang, damit etwas in Gang kommt.

Worum geht es den Betroffenen?

Wenn sie sexuell übergriffiges Verhalten oder Gewalt der Kirche melden oder bei der Polizei anzeigen wollen, geht es auch immer um finanzielle Entschädigung. Aber den Betroffenen ist das zumeist gar nicht so wichtig. Sie sind oft schwer verletzt und traumatisiert – und Geld heilt nicht. Ihnen geht es vor allem um die Anerkennung ihres Leids, auch wenn sie daran ein Leben lang tragen werden.

Werden Sie eigentlich nur von Betroffenen kontaktiert?

Tatsächlich rufen auch Pastoren und Pastorinnen oder auch Mitarbeitende an, weil sie unsicher sind, wie sie ein bestimmtes Verhalten oder eine bestimmte Situation einschätzen sollen. Und es gibt auch Kirchengemeinden, in denen es Vorfälle gegeben hat, die mich um Unterstützung bitten, damit sie im Gemeindealltag wieder auf einen guten Weg kommen.

Und was ist mit Prävention?

Prävention ist ein Riesenthema. Alle Kirchengemeinden müssen ein Schutzkonzept für die Arbeit mit Kindern- und Jugendlichen haben. Das habe ich natürlich unterstützt und werde auch in Zukunft Kurse und Workshops zur Weiterbildung von Mitarbeitenden in Kirchengemeinden anbieten. 🌱

Weitere wichtige Beratungsstelle in Oldenburg:

Meldestelle der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg
Oberkirchenrat Udo Heinen
E-Mail: meldestelle@kirche-oldenburg.de

Bundesweite Beratungsstellen:

- www.Anlaufstelle.help
- www.ekd.de/Ansprechpartner-fuer-Missbrauchsoffer-23994.htm
- das Hilfe-Portal/Hilfe-Telefon Sexueller Missbrauch:
<https://www.hilfe-portal-missbrauch.de/hilfe-telefon>
per Telefon: 0800 22 55 530
- TelefonSeelsorge (rundum die Uhr besetzt):
Per Telefon: 0800 111 0 111, 0800 111 0 222

Informationen zu den Maßnahmen gegen sexualisierte Gewalt:

www.ekd.de/missbrauch
www.hinschauen-helfen-handeln.de



Jetzt
nachhaltig
investieren.
Ab 200 Euro.

WEIL GUTES GELD DEN
MENSCHEN DIENT.
GUTESGELD.DE

NACHHALTIGE GELDLANLAGE SEIT 1975.


OIKO
CREDIT
in Menschen investieren

Zuwendung

Für uns haben Nähe und Zuwendung,
Vertrauen und Verantwortung große
Bedeutung. In unserer täglichen
Arbeit lässt sich erkennen, dass
uns christliche Werte wichtig sind.

Rufen Sie uns an:

0441-2100111



Diakonie 
Da sind Sie Zuhause

Elisabethstift · Friedas-Frieden-Stift
Büsingstift · Seniorenzentrum Haarentor

www.oldenburger-senioren.de